1,60 DM / Band 188
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 30 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Horrortrip zur Schönheitsfarm

John Sinclair Nr. 188

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 09.02.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Horrortrip zur Schönheitsfarm

»Endlich, John Sinclair, endlich!«

Die Worte, die mir entgegengeschleudert wurden, trafen mich wie ein Peitschenhieb.

Ausgesprochen hatte sie eine Frau. Pamela Scott, auch Lady X genannt!

Sie stand vor mir. Schwarz gekleidet. Das Leder umschmeichelte ihre Figur. Es schmiegte sich eng an sie und ließ ihre weiblichen Formen deutlich hervortreten.

Kalt wirkte das Lächeln auf ihrem Gesicht, und kalt war auch der Stahl der Maschinenpistole, die sie in beiden Händen hielt.

Die Mündung zeigte auf mich. Auf einen Mann, der mehr tot als lebendig war. Ja, Freunde, ich war fertig.

Das verdammte Gas hatte mich zwar noch nicht völlig von den Beinen gerissen, aber ich stand dicht davor, einfach umzukippen wie dieser bleiche Ansager, der von Violetta Valeri gebissen worden war.

Ich hatte mitbekommen, wie sie ihre Zähne in seinen Hals schlug. Und verdammt, ich hatte nichts dagegen unternehmen können, meine Glieder waren schwer wie Blei gewesen.

Jetzt stand Lady X vor mir. Darauf hatte sie wirklich lange gewartet, dieses menschliche Scheusal. Für mich gab es keinen Zweifel, dass sie abdrücken würde.

»Sinclair!« Wieder sprach sie mich an. »Meine Güte, wie lange habe ich darauf gewartet! Jetzt stehst du vor mir. Bist fertig, kannst dich kaum auf den Beinen halten, schwankst wie ein Rohr im Wind, und ich warte darauf, bis du vor meinen Füßen liegst, denn dann werde ich schießen.«

Das konnte nicht mehr lange dauern, so wie ich mich fühlte. Ich sah die Scott wieder doppelt. Beide Hälften schwankten, sie zitterten, und sie kamen mir wirklich wie Gummipuppen vor. Ich war bewaffnet. Mein Kreuz hatte ich bei mir, auch die Beretta, aber sie zu ziehen war einfach unmöglich.

Nein, nicht in meinem Zustand. Ich war wirklich ziemlich fertig. Dann jedoch passierte etwas, womit ich nie gerechnet hätte.

Die Waffe der Mordliga, dieses heimtückische Gas, erwies sich als Eigentor.

Violetta Valeri machte es nichts aus, sie war kein Mensch mehr, dafür aber Lady X.

Hätte sie vorher geschossen, wäre ihr vielleicht einiges erspart geblieben, so aber dachte sie in ihrem Triumph nicht mehr an das Gas und dessen Folgen. Die Wirkung traf sie voll.

Ausgerechnet, als sie tief einatmete. Sie sog die Dosis in die Lungen. Die Reaktion erfolgte innerhalb einer Sekunde.

Bevor sie noch irgendetwas unternehmen konnte, verlor sie sämtliche Farbe aus dem Gesicht und fiel auf die Knie. Sie riss den Mund auf, ihr Gesicht verzerrte sich, die Augen traten aus den Höhlen, und mit letzter, nahezu übermenschlicher Kraft hob sie die Maschinenpistole an.

»Dich dich kriege…« Da kippte auch ich. Es war wohl eine Reaktion des Unterbewusstseins, dass ich mich zur Seite warf und nicht nach vorn, denn sonst hätte mich die Kugelgarbe voll erwischt.

Der Hass auf mich gab Lady X tatsächlich noch die Kraft, den Abzug zu betätigen. Die Salve ratterte aus dem Lauf.

Kugeln zischten über meinen Kopf hinweg, ich hörte noch ihr Singen, sie rissen Löcher in den Vorhang, der den Laufsteg vom Umkleideraum trennte. Dann schlugen sie hart in die Wand am Ende des Laufstegs, wobei sie Tapete und Putz von den Mauern fetzten.

Lady X krachte mit dem Gesicht zuerst zu Boden. Ihre Arme schleuderten nach vorn, berührten einen leichten Stuhl und warfen ihn um.

Die MPi rutschte der Scott aus den schlaff gewordenen Fingern. Aus…

***

Er stammte aus Japan! Dort hatte er Jahrhunderte in ungeweihter Erde gelegen, ein Günstling der Hölle, ein schreckliches Wesen, an das sich Dr. Tod erinnert hatte und ihn aus seinem tiefen Vulkangrab holte.

Als er zurückkehrte, da brach eine Hölle los, denn der Vulkan begann Feuer und heiße Lava zu speien, gewaltige Massen, die alles, was sich ihnen in den Weg stellte, unter sich begruben.

Die Menschen flüchteten, sie kannten die alten Sagen und Legenden, und sie sollten sich nicht getäuscht haben. Er kam. Tokata, der Samurai des Satans, war wiedergeboren, um die Mordliga zu verstärken.

Ungeheuer waren seine Taten, grausam sein Erscheinen. Er war ein Angstauslöser, denn wo er auftauchte, da gab es Tote und Verwundete.

Unbesiegbar schien er zu sein. Geweihte Silbergeschosse prallten an seinem breiten Panzer ab, der die Brust bedeckte.

Sein Gesicht hatte kaum jemand gesehen. Es war hinter einer Maske versteckt, die vorn ein Gitter hatte, durch das er sehen konnte. Nur wer genauer hinschaute, erkannte bleiche Knochen, die noch von weichen Hautfetzen bedeckt waren.

Tokata war dem, der ihn erweckt hatte, absolut ergeben. Und das war Dr. Tod. Er diente ihm, er führte jeden Befehl aus und setzte sich dabei über alles hinweg, was nur entfernt etwas mit Menschlichkeit oder Rücksicht zu tun hatte.

Tokata war eine Ausgeburt der Hölle. Obwohl er nur noch seinen rechten Arm hatte, war er doch brandgefährlich. Den linken hatte ihm der silberne Bumerang abgetrennt, der von John Sinclair geschleudert worden war.

Der Bumerang hatte allerdings den Kopf des Höllengünstlings treffen sollen, doch Tokatas Reaktion war zu schnell gewesen.

Nun befand sich diese Waffe im Besitz von Solo Morasso, dem Gründer der Mordliga. Und der dachte nicht daran, sie wieder herauszugeben, ebenso wie den Würfel des Unheils.

Tokata und Vampiro-del-mar, dieser Uralt Vampir, harmonierte auch im Verein mit Lady X. Sie bildeten ein höllisches Trio, das keine Gnade und kein Erbarmen kannte. Beide hatte sie auch mit nach Paris genommen, und beide befanden sich im Centre Pompidou, wo die

Modenschau des Jahres stattfand.

Sie waren durch einen der zahlreichen Notausgänge geschlüpft, und während Vampiro-del-mar vor dem Raum Wache hielt, war Tokata mit hineingegangen. Er hatte sich eine Geisel genommen. Es war eine ältere Frau, die in seinem Griff hing und schon ohnmächtig zusammengesackt war, noch bevor sie die Wirkung des Gases gespürt hatte.

Allein der Druck der Klinge, die sich dicht vor ihrer Kehle befand, reichte aus. Dieses Schwert gehörte zu Tokata wie das Salz zur Suppe. Ohne die Waffe hätte man ihn sich kaum vorstellen können, und wie es hieß, war sie in der Hölle geschmiedet worden.

Wie ein Denkmal stand Tokata an der Tür. Hinter der Maske blickten seelenlose Augen. Sie sahen auch das Chaos vor ihm, die Menschen, die von ihren Stühlen gekippt waren und auf dem Boden lagen. Dabei hatten sie Gläser und Flaschen mit umgerissen. Stuhle waren ebenso gefallen wie Tische.

Der Plan war aufgegangen! Doch sie hatten auch Verluste in Kauf nehmen müssen. Eines der Mannequins war umgekommen. Das Silbergeschoß aus einer Beretta hatte Angie Hall getroffen und das unselige Leben des weiblichen Zombies ausgelöscht.

Geschossen hatte der Chinese Suko, der genau wie die anderen bewegungslos am Boden lag. Noch drei blieben zurück. Violetta Valeri, Corinna Camacho und Karin Bergmann.

Erstere war ein Vampir, die zweite ein Werwolf, die dritte ein schleimiger Ghoul, wenn sie ihre dämonische Gestalt annahmen.

Das hatte bisher nur eine getan. Die Valeri.

Minuten vergingen. Nach den Schüssen war es still geworden, und auch Tokata ließ seine Geisel fallen. Schwer schlug sie zu Boden. Dann ging der Samurai des Satans vor. Mit seinem Schwert deutete er auf einige Frauen, die am Boden lagen. Sie wurden auserwählt, denn ihr Platz auf der Schönheitsfarm war schon reserviert.

Die Schönsten sollten es sein, aber auch die Ältesten, denn auf der Happy Healthy Beautyfarm hatte der Satan eine Filiale errichtet.

Wie ein Triumphator schritt Tokata, der Samurai des Satans, durch die Reihen. Sechs schöne Frauen brauchte er. Vor allen Dingen junge. Und auch sechs ältere. Es war keine Schwierigkeit, sie zu finden, und bei drei der jungen Frauen hatte Tokata seinen besonderen Spaß. Es waren Sheila Conolly, Jane Collins und Shao…

***

Das Gas hatte auch Suko nicht verschont. Zwar war es ihm noch gelungen, eine Untote auszuschalten, aber danach hatte er sich nicht mehr auf den Beinen halten können. Er war gefallen, wo er stand.

Wer bewusstlos war, der war auch wehrlos. Das wusste der Chinese,

und er kämpfte mit aller Kraft gegen die Wirkung des Gases an. Er durfte einfach nicht aufgeben, er musste bei Verstand bleiben, sonst war alles aus.

Auf dem Boden lagen dicke Teppiche. Schließlich war es ein vornehmer Laden, und Suko presste sein Gesicht gegen den Teppich. Er verbarg es in dem hochstehenden Flor und versuchte, nur noch flach zu atmen. Das gelang ihm auch. Der Chinese schaffte es, so wenig Gas wie möglich in seine Atemwege zu lassen. Er hörte, wie die Menschen umkippten.

Da zerbrach Glas, da fielen auch Tische und Stühle um. Suko hörte das dumpfe Schlagen, wenn Menschen auf den Boden prallten, und er merkte selbst, wie er immer schwächer wurde, obwohl er sich bemühte, so wenig Luft wie möglich zu atmen.

Suko hatte es geschafft. Er war tatsächlich nicht bewusstlos geworden. Aber er konnte auch nicht in das Geschehen eingreifen. Dazu war er einfach zu schwach. Die Wellen trafen ihn. Regelrechte bunte Kreise, die versuchten, sein Gehirn zu überschwemmen.

Übelkeit stieg vom Magen hoch. Er keuchte und würgte, krallte die Finger in den Teppich und presste die Lippen zusammen. Er durfte nicht aufgeben. Und er vernahm Geräusche. Schritte! Sie waren nicht von der Bühne her aufgeklungen, sondern aus dem Hintergrund des Raumes.

Suko wusste auch, wer dort gestanden hatte. Tokata, der Samurai des Satans! Er war ein Monster, das die Hölle beschützte.

Da hatte Dr. Tod einen richtigen Partner gefunden, und Suko wusste auch, dass dieser Tokata den Tod des Sinclair Teams wollte. Wenn der Samurai den Chinesen bewegungslos liegen sah, würde er sich die Chance sicherlich nicht entgehen lassen, Suko zu köpfen.

Das waren Gedanken, die Suko durch das Hirn schossen. Er konnte nicht gerade sagen, dass er sich wohl fühlte, und von John Sinclair war ebenfalls keine Hilfe zu erwarten, sonst hätte er sicherlich schon eingegriffen.

Zudem hatte Suko das Rattern der Maschinenpistole gehört. Ein typisches Geräusch.

Lady X hatte geschossen, denn die MPi war gewissermaßen ihr Bräutigam.

Und vielleicht hatte sie John auch getroffen. Daran durfte Suko gar nicht denken…

Tokata kam in Sukos Nähe. Er hörte es an den Schritten. Sie wurden lauter, und der Chinese versuchte verzweifelt, auf die Beine zu gelangen, doch das verflixte Gas hatte ihn zu sehr gelähmt. Da war nichts zu machen. Suko blieb kampfunfähig.

Jetzt musste Tokata ihn erreicht haben oder wenigstens dicht vor ihm stehen. Schlug er zu?

Es war schon fast masochistisch, was der Chinese tat. Er versuchte, sich auf das Pfeifen zu konzentrieren, das entstand, wenn die Klinge nach unten sauste.

Das Geräusch blieb aus. Das wunderte Suko. Vielleicht wollte Tokata es auf eine andere Art und Weise versuchen, denn der Chinese konnte sich nicht vorstellen, dass ihn der Samurai am Leben ließ. Dann vernahm Suko eine andere Stimme. Die einer Frau. Und sie klang nicht in seiner Nähe auf.

»Hast du die Frauen ausgesucht?«

Tokata antwortete nicht akustisch. Er musste wohl genickt haben, denn die Frau sagte: »Es ist gut. Am besten, du holst die anderen herein.«

Die Schritte entfernten sich. Suko atmete innerlich auf.

Aber die Schrecken waren noch nicht beendet. »Sie ist tot«, hörte er eine Mädchenstimme.

»Wer ist tot?« fragte die Stimme, die Tokata den Befehl gegeben hatte.

»Angie.«

»Was sagst du da?«

»Ja, Violetta. Jemand hat sie erschossen.«

»Aber wer, Corinna, wer?«

»Ich habe es nicht genau gesehen, wirklich nicht.«

»Man kann Angie nicht töten!«

»Nein, nicht mit normalen Kugeln. Der Täter muss geweihte Kugeln gehabt haben oder so etwas Ähnliches. Ich weiß es auch nicht genau.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Ja, ich glaube.«

»Wer war es?« fragte Violetta Valeri.

»Ich glaube, dieser Chinese hier.« Suko blieb fast das Herz stehen. Er lag bewegungslos auf dem Boden. Zwei Untote sprachen über ihn und wussten, dass er die Schuld an der Vernichtung einer Artgenossin trug, die dort am Boden lag. Sie würden sich rächen.

»Bist du sicher, Corinna?«

»Natürlich.«

Suko hörte genau, wie die andere näher kam. Sie bemühte sich nicht einmal, leise aufzutreten. Dicht neben dem Chinesen blieb sie stehen. Aus kalten Augen starrte die Valeri auf den Mann.

Dann bückte sie sich. Suko spürte die Hände der Blutsaugerin auf seinem Körper. Die Finger glitten über seine Kleidung, drückten zu und tasteten ihn regelrecht ab, als wollten sie ihn prüfen.

»Willst du ihn auch umbringen?« hörte der Chinese die Stimme dieser Corinna Camacho.

»Ich werde ihn beißen.« Die Valeri kicherte.

»Nein, töte ihn.« Diese Worte hatte eine dritte gesagt. Es war Karin

Bergmann. Noch zeigte sie ihre normale Gestalt, aber sie war bereits innerlich erregt, und auf ihrem sonst so glatten Gesicht sonderte sich schon der Schleim ab.

Als eine lange Spur rann er nach unten, dem Hals entgegen. Suko sah es zwar nicht, er roch es aber. Schon oft genug hatte er diesen widerlich penetranten Geruch der Ghouls wahrgenommen. Sie stanken immer nach Leichen, Friedhof und nach uraltem Moder.

Der Ghoul tötete und beschäftigte sich anschließend mit den Leichen seiner Opfer. Er gehörte in seiner Art zu den widerlichsten Dämonen. Schrecklich…

»Hier, nimm die Flasche«, sagte Karin Bergmann.

»Schlage sie ihm über den Kopf, aber so, dass er nie wieder aufsteht.«

»Ich will sein Blut«, erwiderte die Vampirin.

»Das kannst du auch trinken. Er braucht ja nicht zu leben.«

»Dann hat es nicht mehr den Keim.«

Die Bergmann fauchte. »Hast du nicht schon von dem Blut eines Menschen gekostet? Sag nicht nein, ich sehe es deinen Lippen an. Sie zeigen noch die Spuren. Jetzt will ich etwas haben.«

»Und ich auch!« mischte sich Corinna Camacho, die Werwölfin, ein.

Für Suko konnte es nur von Vorteil sein, wenn sich die drei stritten. Umso mehr wurde sein Leben verlängert.

Da kein Gas mehr einströmte und schon eingedrungenes wieder abgesaugt wurde, reinigte sich die Luft. Die Konzentration war längst nicht mehr so hoch wie noch vor zehn Minuten. Suko merkte, dass er sich besser bewegen konnte. Seine Reaktionen stimmten. Das Gehirn gab die Befehle, die einzelnen Glieder gehorchten.

Aber er war noch viel zu langsam. Auf einen Kampf hätte er sich nie und nimmer einlassen können, er wäre dabei immer der Unterlegene gewesen.

Jetzt berührten die Finger der Vampirin seinen Hals. An diesem Körperteil waren die Blutsauger besonders interessiert. Die unter der Haut verlaufende Schlagader war mit Blut prall gefüllt. Wenn der Vampir genau traf und seine Zähne in den Hals schlug, dann bekam er das Blut, was ihm zustand.

Du musst etwas tun! Der gedankliche Befehl wirkte wie ein Schrei in Sukos Hirn. Er konnte nicht einfach liegenbleiben und zu einem Opfer der Untoten werden. Er sammelte alle Kräfte und zog seinen Arm an. Es klappte, allerdings unter großen Mühen, und er hörte gleichzeitig den aufgeregten Ruf der Valeri.

»Verdammt, er bewegt sich ja!«

»Nimm die Flasche!« kreischte Karin Bergmann.

Da wurde die Tür aufgestoßen.

Suko sah es nicht, aber er vernahm die Schnitte, die dumpf auf dem Teppich klangen. Es war nicht nur eine Person, die den Saal betreten

hatte. Der Schrittfolge nach zu urteilen mussten es mehrere sein. Auch noch Dämonen?

Violetta Valeri richtete sich auf. Die Ankömmlinge hatten dem Chinesen unbewusst das Leben gerettet, denn gewollt hatten sie es sicherlich nicht.

»Nehmt sie mit!« rief Violetta Valeri.

»Schafft sie in den Wagen. Und zwar schnell!«

Suko wusste nicht, was damit gemeint war. Aber er wollte es herausfinden. Abermals konzentrierte er sich auf sein Vorhaben. Den Arm hatte er bisher anwinkeln können, jetzt musste es ihm einfach gelingen, auch noch den Kopf zu heben.

Suko zog auch noch den linken Arm an. Beide lagen jetzt so, dass er sich abstützen konnte.

Klappte es? Ja, um eine Idee brachte der Chinese seinen Kopf vom Boden hoch. Er drehte ihn etwas nach links, weg von dem Laufsteg, damit er in den Saal schauen konnte. Suko sah die Männer.

Die Kerle trugen graue Kittel, waren wuchtig gebaut, und man sah ihnen an, dass sie vor Kraft strotzten. Sie bewegten sich wie stumpfe Wesen, die nicht denken konnten, und Suko kam der Verdacht, dass sie unter Hypnose standen.

Sie arbeiteten schnell und geschickt. Jeder packte sich eine Frau, hob sie hoch und schaffte sie aus dem Raum. Dann kehrte er zurück und nahm die nächste. Die Kerle kamen auch in seine Nähe.

Suko bereitete es immer mehr Mühe, sich in der Lage zu halten. Als sich einer der Männer schräg neben ihm bückte und jemanden hochhob, da sah der Chinese das lange schwarze Haar, das wie eine Fahne nach unten fiel.

Shao! Meine Güte, sie hatten Shao geholt! Der zweite Typ packte Sheila und brachte sie weg.

Suko war verzweifelt. Er lag nur einen Schritt entfernt, war geschwächt und konnte nicht eingreifen. Diese Minuten waren schlimmer als die nahe Vergangenheit. Eben wegen seiner Hilflosigkeit fühlte sich der Chinese so mies.

Dann sackte er zusammen. Er hatte einfach nicht mehr die Kraft, und die angewinkelten Arme konnten sein Gewicht nicht mehr tragen.

Die Mannequins mussten seine Bemühungen wohl verfolgt haben, denn sie lachten, als Suko so kraftlos wurde.

»Du kommst auch noch dran«, versprach ihm Violetta Valeri, »warte nur, verdammter Chinese…«

Suko erwiderte nichts. Er war zu schwach…

***

Der Ansager hatte den scharfen, intensiven Schmerz gespürt, als die Zähne in das straffe Fleisch seines Halses drangen, dann war die Welt

in einem roten Nebel versunken, und er selbst fiel hinein in den tiefen Schacht eines Untoten Daseins.

Das Leben wurde ihm genommen, ein anderes dafür gegeben. Ein schreckliches, seelenloses, ein Leben, das der Nacht geweiht war, der Finsternis, dem Grauen. Er war zu einem Vampir geworden. Und er erwachte!

Wie eine Marionette setzte er sich auf, als er die Augen geöffnet hatte. Er dachte, fühlte und handelte nicht mehr menschlich, sondern wurde von einem Hunger angetrieben, den man schon mit dem Wort Gier umschreiben konnte.

Er wollte Blut! Für einige Sekunden blieb er hocken. Dabei bewegte er sein Gesicht und verzog auch die Lippen. Nicht nur innerlich war er zu einem Vampir geworden, sondern auch äußerlich. Aus seinem Oberkiefer trat das hervor, was ihn zum Blutsauger machte. Zwei spitze, gelblich schimmernde Zähne.

Der Ansager bewegte seinen Mund. Schmatzende Geräusche entstanden. Er vernahm auch die Stimmen, aber die klangen nicht in seiner Nähe auf, sondern aus dem Zuschauerraum.

Dort unterhielten sich Menschen. Menschen? Wenn sie sich da wirklich befanden, dann bedeutete das Blut. Menschen hatten Blut. Und Blut brauchte er. Ein teuflisches Grinsen legte sich auf sein Gesicht, als er sich nach rechts beugte, abstützte und auf die Beine kommen wollte.

Dabei traf sein Blick die am Boden liegenden Menschen. Eine Frau und ein Mann! Wie eine Alarmsirene schrillte es in seinem Kopf. Und die Idee zuckte gleichzeitig auf. Warum sollte er den langen Weg gehen, wenn die Opfer direkt in seiner Nähe lagen?

Die Frau und der Mann rührten sich nicht. Sie waren fertig, und sie würden sich nicht wehren. Neben der Frau lag eine Maschinenpistole. Die interessierte den Vampir nicht, nur die Besitzerin. Sie wollte er als erste leer saugen, und danach war der Mann an der Reihe.

Ja, ein guter Plan. Der Conferencier rieb sich die Hände. Bleich war sein Gesicht. Bleich und blutleer. Als er den Kopf bewegte und sich die Haut an seinem Hals straffte, waren deutlich die Einstiche zu sehen, die die Vampirzähne hinterlassen hatten.

Zwei rötlich schillernde Punkte, genau im Abstand der beiden spitzen Zähne, die Violetta Valeri in ihrem Oberkiefer trug. Der Ansager dachte nicht mehr daran, was vorher gewesen war. Das interessierte ihn nicht.

Er lebte nur noch sein neues Leben, sein untotes Dasein. Und er wusste auch nicht mehr, wer Lady X war und dass sie im Prinzip zu ihm gehörte. Für ihn war sie ein Opfer! Angefüllt mit Blut, das sein Weiterleben garantierte.

Und existieren wollte er, auch als Untoter. Er würde Angst und

Schrecken bringen, die Menschen sollten ihm Untertan sein, er brauchte ihren Lebenssaft, nur das war für ihn wichtig. Er beugte sich vor, wobei er seine Arme ausstreckte und beide Hände auf die Schultern der Frau legte.

Sie hatte die falsche Lage, sie sollte auf dem Rücken liegen.

Der Ansager gab sich Mühe, Pamela Scott herumzudrehen. Dabei knurrte und fauchte er, wurde wütend, weil es nicht sofort klappte. Er kniete sich hin. Ja, so ging es.

Lady X kippte herum. Jetzt lag sie auf dem Rücken. Unbewegt war das blasse Gesicht. Der Mund stand offen. Zwei Zahnreihen schimmerten, aber keine spitzen Vampirzähne. Sie war normal…

Nicht mehr lange, so dachte der Vampir. Er würde es ihr zeigen, sie sollte eingehen in den Kreis der Untoten. Ein Teil der dunklen Haare lag noch auf ihrem Gesicht und berührte auch den Hals. Der Untote wischte sie weg. Dabei stieß er Geräusche aus, die an das Schmatzen eines Ghouls erinnerten.

Das war die wilde Vorfreude auf das Blut, die ihn erfüllte. Ja, sie würde keine Chance mehr haben, jetzt war er an der Reihe.

Für wenige Sekunden schaute er noch in das Gesicht. Nichts regte sich darin. Die Frau war völlig ahnungslos. Sie lag in tiefer Ohnmacht, aber das Herz schlug gleichmäßig.

Der Vampir streckte den Arm aus. Die Finger der rechten Hand umfassten das Kinn der Scott. Ein Ruck, und der Vampir drehte ihren Kopf auf die linke Seite. Jetzt sah er den Hals.

Das Lächeln, das sein Gesicht veränderte, war teuflisch. Er würde sie beißen. Gleich, in den nächsten Sekunden, dann hackte er zu, seine Zähne fanden den Weg zu ihrem Blut, und sie konnte nichts, aber auch gar nichts daran ändern. Er beugte sich vor…

Dabei ahnte er nicht, dass er etwas Ungeheures in Bewegung setzte. Lady X war ein Mitglied der Mordliga. Sie stand praktisch auf seiner Seite, nur war sie noch ein Mensch, eine ehemalige Terroristin, die kein Gewissen hatte. Aber das wusste der Mann nicht, der zu einem Vampir geworden war.

Für ihn war Lady X ein Opfer wie jedes andere auch. Er ließ sich nicht mehr aufhalten. Ruckartig beugte er sich nach vorn. Obwohl er erst seit wenigen Minuten ein Vampir war, kannte er die Bewegung, wusste genau die Stelle, wo er das meiste Blut saugen konnte.

Das schien ihm mit dem Biss eingeimpft worden zu sein. Er hörte zwar die Stimmen aus dem Zuschauerraum, doch das alles interessierte ihn nicht. Das Opfer war wichtiger.

Der Vampir biss zu! Die beiden spitzen Zähne trafen zielsicher die Ader, aus der das Blut sprudelte. Gleichzeitig ging ein Ruck durch die Gestalt der Frau. Plötzlich öffnete sie die Augen, und im ersten Moment begriff sie nicht oder wollte nicht begreifen, was dort vor sich

ging.
Sie hörte jedoch die Sauggeräusche.
Panik stahl sich in ihre Augen. Zum ersten Mal wohl, seit sie der Mordliga angehörte, spürte sie die heiße Angst. Ihr Gesicht verzerrte sich, sie wollte den Vampir von sich stoßen, doch sie schaffte es nicht einmal, ihre Arme anzuheben. Eine nie erlebte Mattheit hatte von ihr Besitz ergriffen und war überfallartig über sie gekommen.
Was Vampiro-del-mar sich zwar insgeheim gewünscht, aber nie geschafft hatte, das brachte ein normaler Untoter fertig. Er saugte Lady X das Blut aus und machte sie zu einem Vampir.
Das Gas hatte sich wirklich als ein Bumerang für die Mitglieder der Mordliga erwiesen. Und ein Zurück gab es nicht!
Pamela Scotts Gesichtszüge entspannten sich. Der Schrecken schwand. Er machte einer kalkigen Blässe Platz. Als würden schwere Gewichte auf ihren Augen lasten, so klappten die Deckel langsam zu. Der Vampir ließ nicht von seinem Opfer ab. Er war in einen regelrechten Rausch gefallen, er saugte Lady X leer bis zum letzten Blutstropfen. Er war der Herr, sie das Opfer. Sein erstes… Weitere sollten folgen!
Erst nach Minuten richtete er sich auf. Blutverschmiert war sein Mund. Er wischte sich nicht einmal über die Lippen.
Das weiße Hemd zeigte am Kragen rote Flecken. Doch das waren Dinge, die ihn nicht interessierten. Er hatte seine erste Nahrung gefunden, nur das zählte für ihn.
Der Vampir fühlte sich gut. Vor allen Dingen sehr gekräftigt.
Er drehte sich um und sah den Mann. In seinem Augen blitzte es. Gleichzeitig spürte er den Hunger nach noch mehr Lebenssaft. Wenn sich die Chance schon einmal bot, warum sollte er nicht auch noch ein zweites Opfer nehmen?
Vorgenommen hatte er es sich schließlich. Der Untote setzte seinen Plan sofort in die Tat um. Er drehte sich um und streckte seinen rechten Arm aus, weil er den Mann ebenfalls auf den Rücken drehen musste. In diesem Augenblick bewegte er sich.

***

In der Nähe der Kehle schien sich die Übelkeit zu verdichten. Sie stieg vom Magen her hoch, und ich hatte ein Würgegefühl im Hals, das wirklich nicht angenehm war. Am liebsten hätte ich mich erbrochen, aber das ging irgendwie nicht, und einen Finger in den Hals stecken konnte ich auch nicht, denn ich konnte mich kaum bewegen.
Dafür öffnete ich die Augen. Ein dicker Balken befand sich in meinem Blickfeld und beeinträchtigte es. Zuerst dachte ich an einen Baumstamm, kniff ein Auge zu, öffnete es wieder und konnte nun

genauer sehen, wobei mir klar wurde, dass der Balken kein Baumstamm war, sondern zu einem Stuhlbein gehörte.

Das Sitzmöbel befand sich dicht vor meinem Gesicht. Und ich lag ebenfalls flach. Mein Gott, war mir übel. Zudem hatte ich ein dumpfes Gefühl im Kopf, als wäre der Schädel auf mindestens das Doppelte angewachsen.

Meine Gedanken bewegten sich träge, ich wusste zuerst nicht, was überhaupt Sache war. Bis ich die Geräusche hörte. Meine Ohren hatten nicht gelitten, und über diese Geräusche hätten sich vielleicht die meisten Menschen den Kopf zerbrochen, weil sie ihnen unbekannt waren, mir jedoch nicht. Ich hatte sie leider schon oft genug vernommen.

Dieses widerliche Saugen war mir wohlbekannt, es konnte eigentlich nur von einem Vampir stammen.

Vampir? Plötzlich gab es in meinem Kopf einen Blitz, sinnbildlich gesprochen. Und jetzt war die Erinnerung da. Natürlich, ich hatte gegen einen Vampir gekämpft. Und nicht nur gegen ihn, auch gegen eine alte Feindin, Lady X genannt.

War ich tot? Der Gedanke kam nicht von ungefähr, denn ich erinnerte mich wieder daran, dass sie mit schussbereiter Maschinenpistole vor mir gestanden hatte und mich töten wollte. Warum hatte sie es nicht geschafft?

Wenn mich im Nachhinein die Erinnerung nicht trog, dann hatte ich Schüsse vernommen, aber die Kugeln mussten gefehlt haben, sonst würde ich nicht hier auf dem Boden liegen, sondern wäre irgendwo im Himmel oder in der Hölle.

Die Sauggeräusche verstummten. Dafür vernahm ich andere. Jemand bewegte sich neben mir. Er rutschte über den Teppich auf mich zu. Zwar hatte ich einen K.O. durch Gas zu verkraften, doch mein Gedächtnis hatte nicht gelitten.

Wenn sich tatsächlich in meiner unmittelbaren Nähe ein Vampir befand, dann wollte er sich bestimmt auch mit mir beschäftigen.

Himmel, das wäre fatal gewesen. Ich wollte hoch. Es blieb beim Vorsatz. Ich schaffte es soeben noch, meinen rechten Arm anzuziehen und den linken folgen zu lassen.

Allein diese Bewegung kostete mich Schweiß. Dann spürte ich die Berührung. Es war eine Hand, die sich auf meine Schulter gelegt hatte. Für die Hand einer Frau war sie zu groß, Lady X konnte es also nicht sein. Blieb der Vampir.

Schon hörte ich sein Hecheln. Tatsächlich, Freunde, er hechelte wie ein Hund.

Wahrscheinlich in wilder Vorfreude, und mir rann ein Schauer nach dem anderen über den Rücken. Ich hatte Angst. Angst, weil ich so hilflos war. Dieses Gas hatte meine Reaktionen gelähmt, der Vampir

würde leichtes Spiel mit mir haben.
Was sollte ich tun?
Sein Griff wurde härter. Ich ahnte, was er vorhatte. Er wollte mich auf den Rücken drehen, damit mein Hals frei lag und er seine Zähne in die Ader schlagen konnte.
Das Spiel war mir nicht neu. Ich versuchte mich dagegen zu wehren. Es gelang mir nicht, der andere war einfach zu stark.
Vampire sind praktisch doppelt so stark wie Menschen. Deshalb war ihnen ein normaler Mensch auch in einem Kampf ohne entsprechende Waffen unterlegen.
Ich fiel auf den Rücken. Zum ersten Mal sah ich den Blutsauger dicht vor mir. Es war keines der Mannequins, sondern ein Mann, den ich kannte. Der Ansager! Wieder erinnerte ich mich. Ich hatte selbst erlebt, wie er von einem weiblichen Blutsauger gebissen worden war.
Mein Plan war es gewesen, dies zu verhindern, ohne Erfolg, wie ich jetzt auf schreckliche Art und Weise erkennen musste.
Noch verschwamm das Gesicht vor meinen Augen. Dennoch sah ich deutlich das Blut in seinen Mundwinkeln, und auch der ehemals weiße Kragen zeigte rote Flecken.
Dort waren die roten Tropfen zu langen Bahnen verlaufen, sie sahen aus wie Ketchupspritzer. Er schluckte und knurrte in einem.
Seinen Mund hielt er offen, so dass ich die Zähne sehen konnte. Auch an ihnen klebte noch Blut, und erst jetzt begriff ich. Der Vampir hatte sich bereits ein Opfer geholt!
Aber wen? Da gab es eigentlich nur eine Antwort. Die Frau, die neben mir auf dem Boden lag. Lady X!
Für einen Moment vergaß ich meine eigenen Sorgen und hätte am liebsten gelacht, als ich daran dachte, was dieser Blutsauger der Mordliga angetan hatte. Aber zum Lachen war mir nicht zumute, dazu ging es mir einfach zu dreckig. Bei normalen Kräften hätte es mir nichts ausgemacht, den Vampir sozusagen mit links zu besiegen.
Ein Schuss aus der Beretta, und es hätte ihn gegeben. Doch jetzt fühlte ich mich kaputt, ausgelaugt, kraftlos, und gegen die übermenschlichen Kräfte des Blutsaugers kam ich sowieso nicht an. Er rammte seine Arme vor und drückte beide Hände fest gegen meine Schultern.
So presste er mich auf den Boden. Ich wollte die Beine anziehen, was mir nicht gelang, denn er hockte auf mir. Sein Gewicht nagelte meinen Körper am Boden fest. Wie sollte ich mich noch wehren?
Ich bewegte meine Arme. Auch sie lagen flach am Boden. Mit der rechten Hand stieß ich gegen den Stuhl, die Finger schlossen sich auch um das Bein, aber ich bekam das verdammte Sitzmöbel nicht hoch. Es war zu schwer, ich war zu schwach.
»Blut!« keuchte er. »Dein Blut…«

In wilder Vorfreude verdrehte er die Augen, und ich zitterte. Sollte es einem einfachen Blutsauger gelingen, mich umzubringen? Viele hatten es versucht, mächtige Dämonen vor allen Dingen. Keinem war es bisher gelungen, und jetzt hockte dieser 08/15 - Vampir, der noch vor einer Stunde ein Mensch gewesen war, auf mir und wollte mich töten.

Seine Hände lösten sich von meinen Schultern, und bevor ich mich aufrichten konnte, packte er wieder zu. Diesmal umklammerten seine Klauen meinen Hals.

Kaum hatten die Finger das Fleisch an meiner Kehle berührt, da drang ein gellender Schrei aus seinem Mund. Er riss ihn weit auf, so dass ich das Gefühl haben konnte, die Kiefer würden ausgerenkt. Die Augen verdrehten sich, und er löste die Hände von meinem Hals, als hätten sie ein glühendes Stück Eisen berührt. Was war geschehen?

Ich sah es, als seine Arme zurückfuhren und er mir die offenen Handflächen präsentierte. Dort entdeckte ich einen Abdruck. Er war ziemlich lang und zog sich quer durch die Innenflächen beider Hände. Sogar Qualm stieg daraus hervor, ich roch verbranntes Fleisch und wusste plötzlich, wem oder was ich den Umstand meiner vorläufigen Rettung zu verdanken hatte.

Der Kette! Der silbernen Kette, an der mein geweihtes Kreuz hing!

Als der Vampir seine Hände um meinen Hals schlang, da hatte er zwangsläufig die Kette berührt. Auch sie war geweiht, und das hatte der Blutsauger zu spüren bekommen. Der Schmerz wühlte in ihm. Er riss die Arme hoch und fuhr zurück, wobei er schrie und den Kopf schüttelte. Er kippte schwer auf die Seite und überrollte sich ein paar Mal.

Das kam mir sehr gelegen. Obwohl ich noch ziemlich schwach war, gelang es mir, mich zur Seite zu wälzen. Ich fiel gegen den Stuhl, hob meinen rechten Arm und klatschte die Hand auf die Sitzfläche.

Den Stuhl wollte ich als Hilfe benutzen, wenn ich mich in die Höhe stemmte. Hoffentlich schaffte ich es. Es kostete mich eine ungeheure Anstrengung. Der Schweiß drang mir aus sämtlichen Poren. Als glänzende Schicht lag er auf meinem Gesicht. Meine Glieder zitterten. Das Gas schien eine gemeine Langzeitwirkung zu haben. Ich hatte den Mund weit aufgerissen, keuchte und würgte.

Mit Entsetzen sah ich, dass sich der Vampir ein wenig erholt hatte. Zwar faulten seine Hände langsam ab, die Haut wurde grau und dann schwarz, aber er war noch nicht tot, und er dachte nicht im Traum daran, aufzugeben. Mein Gott, was bereitete mir dieser Vampir für eine Mühe!

Er bewegte sich ebenso torkelnd wie ich, als ich vor der Mündung der Maschinenpistole gestanden hatte. Er schwankte und keuchte. Er schaute mich nicht an, sondern hielt den Kopf gesenkt, und sein starrer Blick erfasste die auf dem Boden liegende MPi.

Irgendwie musste es doch noch einen Reflex in seinem Untoten Hirn geben, denn normalerweise verachteten Vampire automatische Waffen. Auf die MPi stolperte er zu. Es fiel ihm schwer, sich zu bücken.

Er stieß die Waffe mit der rechten Schuhspitze an und kickte sie ein wenig weiter, so dass sie mit der Mündung gegen den Kopf der am Boden liegenden Lady X prallte. Es wäre eine wirklich gute Chance gewesen, sie zu besiegen, wenn ich bei normalen Kräften gewesen wäre.

Aber so konnte ich mich kaum bewegen. Mir ging es um keinen Deut besser als dem Blutsauger, der ebenfalls seine Schwierigkeiten hatte, vielleicht sogar noch schlechter dran war. Dann stürzte er zu Boden. Er fiel schwer hin und schaffte es dennoch, die MPi an sich zu nehmen.

Ich lag auf dem Stuhl. Quer über der Sitzfläche hing mein Oberkörper, der Schwindel hatte mich erfasst, und keuchend holte ich Luft.

Sollte ich verlieren?

Der Vampir richtete sich auf. Die MPi lag nicht mehr auf dem Boden. Sie befand sich in den faulenden Händen des Blutsaugers. Und er schwang damit herum. Die Mündung wanderte. Ich sah es wie im Zeitlupentempo, und verdammt, ich war zu schwach, um mich noch weiter in meiner Stellung, geschweige auf den Beinen zu halten.

Ich rutschte von der Sitzfläche. Mit den Knien berührte ich zuerst den Boden, die Arme hatte ich noch ausgestreckt, wobei sich meine Finger um die Kante der Sitzfläche klammerten, aber mein Gewicht zog mich nach hinten, und der Stuhl geriet stark ins Wanken. Würde er kippen?

Ich sammelte all meine Kräfte, versuchte die Schwäche aus meinen Puddinggliedern zu treiben, doch die Nachwirkungen dieses teuflischen Gases waren zu stark.

Die Mündung der Maschinenpistole pendelte sich auf das Ziel ein. Und das Ziel war ich. Verzerrt sah ich das Gesicht des Blutsaugers. Es zog sich wieder auseinander, als bestünde es aus Gummi, aber der Wille, mich zu töten, stand in den seelenlosen Augen.

Noch immer fixierten wir uns. Eine Sekunde, zwei…

Warum schoss er denn nicht, zum Teufel?

Ein Stöhnen entrang sich meiner Brust.

Er wollte mich quälen, ja, das war es. Er wollte…

Nein, er konnte nicht. Meine Augen wurden weit, ich wollte es kaum glauben, aber es war eine Tatsache. Die Maschinenpistole sank nach unten, und gleichzeitig fielen seine Hände ab. Sie waren durchgefault! Der Kraft des geweihten Silbers hatten sie nichts entgegenzusetzen gehabt.

Die Maschinenpistole war schwer, sehr schwer sogar, und der Vampir

hatte sie nicht mehr halten können. Sie war ihm aus den Fingern gefallen. Mit den Händen zusammen fiel sie zu Boden.

Es war ein schlimmes Bild, das ich da zu sehen bekam, und ich stellte auch fest, dass die Verfaulung weiter fortschritt. Der einmal in Gang gesetzte Prozess ließ sich nicht mehr aufhalten. Auch an den Unterarmen entdeckte ich die ersten braunschwarzen, fauligen Streifen, mehr war nicht zu sehen, weil Hemd und Jackettärmel den weiteren Körper verdeckten. Es war schlimm. Nicht nur für ihn, sondern auch für mich.

Ich hatte nicht mehr die Kraft, mich zu halten. Ich fiel wieder zu Boden. Mit angewinkelten Beinen blieb ich liegen. Der Vampir starb, daran gab es nichts mehr zu rütteln. Er hatte sich zwar noch aufgerafft, aber er torkelte bereits wie ein Betrunkener durch die Garderobe. Dabei schlug er mit seinen Armstümpfen um sich, fetzte Kleidungsstücke von den Bügeln, fiel über einen Garderobentisch und räumte ihn leer.

Tiegel, Flaschen und Tuben fielen zu Boden. Aus manchen lief das Zeug aus und versickerte irgendwo im Teppich. Ein süßlicher Geruch traf meine Nase. Es war das letzte, was ich bemerkte. Der zweiten Ohnmacht konnte ich mich nicht mehr entgegenstemmen…

***

Die Männer arbeiteten schnell und gezielt. Insgesamt zwölf Frauen schafften sie weg, und sie wurden bei ihrer Arbeit nicht gestört. Wohl überwacht. Tokata und Vampiro-del-mar standen bereit. Sollte einer aus der Reihe tanzen, würden sie rücksichtslos durchgreifen.

Nicht nur Shao und Sheila befanden sich unter den jungen Frauen, sondern auch Jane Collins. Sie hob man als letzte hoch. Einer der Männer wuchtete sich die Detektivin über die Schulter, als wäre sie ein eingerollter Teppich.

Suko hätte gern eingegriffen, aber er schaffte es nicht. Der Chinese lag am Boden und fühlte sich nicht in der Lage, eine seiner Waffen zu ziehen. Und die drei Mannequins behielten ihn im Auge. Sie würden es auf keinen Fall zulassen, dass Suko irgendeine Reaktion zeigte oder gar angriff.

Den Chinesen wollten sie unter Kontrolle haben. Dass er gefährlich war, hatte er schließlich bewiesen, als er Angie Hall, eine von ihnen, tötete.

Die letzte Frau war hinausgeschafft worden. Suko rechnete damit, dass man auch ihn packen würde, aber das geschah nicht. Stattdessen trat ein anderes Ereignis ein. Der Chinese hörte Schritte. Nicht vor ihm, sondern über ihm, wo sich der Laufsteg befand. Dort ging jemand.

Sukos Lage war schlecht, er konnte sich zwar umdrehen, aber nicht

in die Höhe schauen.

Und doch musste es dort jemanden geben, der die Aufmerksamkeit der drei Mannequins erregte, denn sie hatten die Köpfe gewandt. Die drei konnte Suko erkennen. Und er sah auch den Schleim auf dem Gesicht der Karin Bergmann, wobei Suko, der Fachmann, sofort wusste, dass er es hier mit einem weiblichen Ghoul zu tun hatte.

Überraschung zeichnete die Züge der Mannequins. Und dann sagte Violetta Valeri einen Satz. »Bist du es, Pamela?«

»Ja«, vernahm Suko die Stimme der Lady X. »Ich bin es wirklich, meine Lieben.«

»Aber du bist ja du bist…«

»Ihr habt schon richtig gesehen, ich bin zu einem Vampir geworden. Zu einem Blutsauger.«

Suko hörte das Lachen. So tragisch schien sie es nicht zu finden, aber der Chinese war wirklich überrascht. Lady X ein Vampir! Das war doch ein Ding der Unmöglichkeit. Das konnte es nicht geben, das durfte nicht wahr sein, das war ein Hammer, wirklich…

Und doch war es wahr!

»Wie ist es geschehen?« wollte Corinna Camacho wissen.

»Wer hat dich zu einem Vampir gemacht?«

»Ich weiß es nicht.« Lady X sprang vom Laufsteg.

»Ich will weg«, sagte sie. »Sofort!«

Jetzt kam auch Vampiro-del-mar näher. Was ihm im Weg stand, schleuderte er zur Seite. Dicht vor Lady X blieb er stehen. Die beiden schauten sich an.

»Nein!« keuchte Vampiro-del-mar. »Nein, das kann es doch nicht geben! Du ein Vampir?«

»Ja.«

»Und ich wollte immer dein Blut!« knirschte er. »Ich durfte es nicht. Schon auf der Insel, als man mich weckte, da wollte ich dich leer saugen, und jetzt ist es vorbei. Ein anderer hat dich erwischt. Wer hat es getan, wer, zum Teufel?«

»Vielleicht der Ansager. Vielleicht…«

»Und Sinclair?«

»Er liegt noch da.«

»Dann töte ihn. Oder ich…«

Der Vampir sprach nicht mehr weiter, denn plötzlich heulte eine Sirene. Alarm! Irgendetwas musste schief gelaufen sein.

Davon aber hatte kein Dämon etwas geahnt. Ihren Auftrag jedoch hatten sie erfüllt, jetzt mussten sie verschwinden.

Suko vernahm noch die hastigen Schritte und hörte auch das Kreischen der Mannequins. Dann wurde es still. Ein Spuk war gekommen, ein Spuk war vorbei, zurück blieben die grässliche Erinnerung, das Grauen und die Angst…

***

Kenner waren der Meinung, dass der Herbst in Clichy wohl zu dem Schönsten gehörte, was man überhaupt erleben konnte. Wenn die Strahlen der Oktobersonne den verträumten Ort trafen und das bunte Laub der Bäume noch einmal auf Hochglanz polierten, dann hielt die Menschen nichts mehr in den kleinen Häusern.

Dann wollten sie hinaus in die Natur, um zu genießen oder einfach nur zu schauen. Man konnte annehmen, irgendwo in der Provinz zu sein und nicht am Stadtrand von Groß Paris.

Clichy war eine Enklave, ein Ort der Ruhe, der Erholung. Hier tankten Manager Kräfte, und wer viel Geld hatte, kaufte sich hier ein Landhaus und wurde eins mit der Natur.

Bäche, Wälder, Wiesen, ein großer Baumbestand, das alles verzauberte irgendwie. Nicht umsonst wurde Clichy auch von Künstlern, Malern und Schriftstellern frequentiert. Es war teuer geworden, hier zu wohnen. Wer von den Künstlern in Clichy lebte, war längst etabliert.

Man hatte Parks geschaffen. Einige wurden von den Spaziergängern besucht, besonders weil es im Park noch ein kleines Restaurant gab, auf dessen Terrasse man die Strahlen der Herbstsonne genießen konnte.

Früher hatte es fast nur die Alten nach Clichy gezogen, aber heute waren es die jüngeren Menschen, die der Hektik und dem Stress der nahen Großstadt entfliehen wollten. Und in einem der Parks lag auch die Schönheitsfarm.

HAPPY HEALTHY BEAUTYFARM. Das Schild war überhaupt nicht zu übersehen. Wem die Farm gehörte, wusste niemand. Ein englischer Kosmetik Konzern sollte sich dahinter verbergen, allerdings wussten selbst der Bürgermeister und seine Stadtverordneten nicht, wer dieses Gebäude gekauft hatte.

Das Geschäft hatten die Besitzer über Makler und Anwälte ablaufen lassen. Nach dem Kauf des alten Hauses waren die Handwerker gekommen und hatten umgebaut. Es wurde renoviert, modernisiert und abgerissen. Die Grundmauern allerdings hatte man stehenlassen, so dass der Eindruck des Alten erhalten blieb.

Auch das Dach war unverändert geblieben, und der französische Staat hatte sogar noch dafür Geld gegeben, denn das Haus stand unter Denkmalschutz. Es lag eingebettet in einen wunderschönen Park mit altem Baumbestand. Die Ulmen, Eichen und Platanen breiteten ihre starken Äste über Spazierwege aus, die von einem Gärtner laubfrei gehalten wurden.

Der Rasen war kurz geschnitten und wirkte wie ein flaches grünes Meer. Bänke standen überall verteilt, im Sommer mit kleinen Tischen, wo das Personal servierte. Wer sich auf der Schönheitsfarm liften

lassen oder abspecken wollte, musste zahlen.

Nur sehr begüterte Menschen konnten sich einen Aufenthalt leisten, und es waren in der Tat Millionäre, deren schwere Wagen über den geteerten Hauptweg anrollten. Mercedes, Bentley, Rolls Royce, das waren Automarken, die zum Bild der Klinik gehörten.

Es ging das Gerücht um, dass die Spezialisten und Ärzte aus einer 70 Jährigen eine 50 jährige zaubern konnten. Filmstars, die ähnliche Kliniken besucht hatten, waren der Beweis dafür.

Chef der Klinik, die erst seit ungefähr zehn Monaten bestand, war ein Engländer. Er hieß Francis Drusian, und auf sein Kommando hörte alles. Er ließ keinen neben sich gelten und kümmerte sich um alles. Ein schweigsamer, verschlossener Mensch, dessen Blick zumeist stechend und nie freundlich war.

Er ging immer ein wenig gekrümmt und hatte die Hände in den Taschen seines blütenweißen Kittels begraben.

Aus London kam er und hatte dort bei dem Kosmetik Konzern gearbeitet, dem auch die Klinik hier gehörte.

Er war der Herrscher, hatte fast immer schlechte Laune oder saß grübelnd in seinem Büro. Niemand konnte ihn durchschauen, manche hielten ihn für einen Teufel, denn unter seinen Händen veränderten sich die Menschen.

Francis Drusian nannte sich selbst genial. An Komplexen litt er wirklich nicht, aber es kümmerte ihn nicht, wie andere darüber dachten. Er war der Meister, er war der Herr, und ihm musste man gehorchen.

Das taten auch die Patienten. Widerspruchslos befolgten sie seine Anordnungen. Der Chefarzt konnte von ihnen verlangen, was er wollte, sie taten es. Er lächelte innerlich, wenn er seine Patienten besuchte.

Sie waren wie Wachs in seinen Händen. Wachs, das sich formen ließ. Und er würde sie formen, das hatte er sich fest vorgenommen. Heute, morgen, immer…

***

Jemand hielt mir etwas unter die Nase, wobei ich das Gefühl hatte, zu explodieren. Stattdessen riss ich den Mund auf, hörte mich selbst schreien.

»Endlich kommt er zu sich«, vernahm ich eine Männerstimme, die wie durch Watte an meine Ohren drang. Ich öffnete die Augen. Soeben noch sah ich die Hand mit dem Riechfläschchen, wie sie aus meinem Blickfeld verschwand. Dann schob sich ein Kopf in mein Gesichtsfeld, der mir nicht unbekannt war.

Graue Haare, scharf blickende Augen, etwas hagere Wangen. So sah der Mann aus, der uns am Flughafen verhört hatte. Paul Meurisse.

Was er eigentlich war und tat, das wusste ich noch immer nicht. Bisher hatte er uns noch nicht aufgeklärt, welchen Posten bei welchem Geheimdienst er bekleidete.

Im Prinzip war es egal, ich hoffte nur, dass ich mit ihm gut zusammenarbeiten konnte.

»Wieder da?« fragte er.

»Kaum.«

»Können Sie aufstehen?«

»Mal sehen.«

Viel besser als beim ersten Erwachen ging es mir jetzt zwar auch nicht, aber ich spürte nicht mehr so sehr das Würgen in meiner Kehle. Auch mein Kopf war klarer, ich konnte wieder besser denken und auch Folgerungen ziehen.

Noch immer lag ich in der Garderobe. Diesmal war von Lady X keine Spur zu sehen.

Von dem Vampir allerdings schon. Neben den Schminktischen lag eine Gestalt oder das, was von ihr übriggeblieben war. Ich sah ein Bündel Kleider und einen Rest Asche, vermischt mit Knochen und kleinen Splittern. Ich schluckte. Normalerweise verfaulte ein Untoter, der vor kurzer Zeit zum Vampir geworden war, nicht, wenn man ihn erlöste.

Aber mein Kreuz und damit auch die Kette hatten eine so große zerstörerische Kraft, dass der Ansager buchstäblich verfault war. Schlimm…

Der Stuhl, auf dessen Sitzfläche ich gelegen hatte, stand noch in meiner Nähe. Er war besetzt.

Suko hockte darauf und grinste mich an. Leider war sein Grinsen nicht froh und heiter, sondern schal und gequält.

Mir schwante Schlimmes.

»Gib mir die Hand«, sagte ich.

Der Chinese half mir hoch. Dann stand ich. Mein Gott, war das schlimm. Der Raum wurde plötzlich zu einem Kreisel. Alles drehte sich, sogar der Boden, und auch mich packte der Schwindel, so dass ich mich von allein nicht auf den Beinen halten konnte.

Suko und Meurisse stützten mich.

»Tief durchatmen«, sagte der Grauhaarige.

»Und ja sagen, wie?«

»So ungefähr, Kollege.«

Der hatte gut reden. Ich hatte schließlich das Gift einatmen müssen, und auch Suko, der mir ebenfalls einen Eindruck machte, als würde er nur noch versuchsweise leben. Ihn hatte das Zeug ebenso von den Beinen gehauen.

Meurisse schob mir einen Stuhl hin.

»Hier, das ist für Sie am besten, Sinclair.«

Ich nahm Platz.
»Sieht bescheiden aus, die Lage«, sagte Suko.
»Wieso?«
»Vermisst du keinen?« Und ob ich welche vermisste.
Die drei Frauen. Aber ich hatte mich nicht getraut, danach zu fragen. Sie waren verschwunden, und ich konnte mir auch denken, wer sie sich geschnappt hatte.
»Du hast es nicht verhindern können?« fragte ich leise.
»Nein, John, es ist wirklich nur einem Zufall zu verdanken, dass wir beide noch leben.«
»Und welchem?«
»Das erkläre ich Ihnen besser«, erwiderte Meurisse. »Unsere Gegner sind durch einen der Notausgänge in das Centre Pompidou eingedrungen. Allerdings nicht durch einen offiziellen Notausgang, sondern durch einen, der nur Eingeweihten bekannt ist. Sie haben das Tor aufgebrochen, und das fiel einem der Wärter auf. Zum Glück war der Mann noch neu hier. Er wusste nicht, was er tun sollte, zudem war niemand in der Nähe, den er fragen konnte, und so gab er General Alarm. Sie können sich vorstellen, was da los war. Überall heulten Sirenen. Die Menschen verließen aus allen Richtungen das Gebäude. Sie wollten nur weg. Ebenfalls Ihre und unsere Gegner, auch die hielt nichts mehr, und im Schutz der allgemeinen Verwirrung konnten sie entkommen.«
»Wohin?« fragte ich.
Da hob Meurisse die Schultern. Es wusste keiner Bescheid, ebenso wenig wie ich oder?
»Doch«, sagte ich, »da gibt es noch eine Möglichkeit.«
»Und welche?«
»Happy Healthy Beautyfarm.«
Meurisse winkte ab. »Meinen Sie den Laden in Clichy?«
»Ja, Clichy wurde von den Mannequins erwähnt. Diese vier Damen sind nämlich nicht normal. Das heißt, es sind keine normalen Menschen.«
»Drei«, berichtigte Suko. Ich schaute ihn an.
»Eine habe ich erschossen«, stellte der Chinese richtig.
»Ah, das war also der Schuss, den ich gehört habe.«
»Die Entführungen habe ich aber nicht verhindern können. Ein Mist ist das.«
»Sie gehen also davon aus, dass sich die drei Frauen auf der Schönheitsfarm befinden«, sagte Paul Meurisse.
»Ja.«
»Dann nichts wie hin.«
Ich grinste schief. »Gehen Sie immer so forsch vor, Mister?«
»Wieso?«

»Wenn wir mit großem Aufgebot anrücken, werden die Dämonen nur nervös. Und das ist verdammt schlecht.«
Meurisse verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen.
»Dämonen, wenn ich das schon höre.«
»Ist aber eine Tatsache.«
»Na ja.«
»Die Mordliga mischt schwer mit«, sagte Suko.
»Und sie hat einen Rückschlag erlitten, wofür wir gar nichts können.«
»Ich weiß. Lady X ist zu einem Vampir geworden. Eigentlich müssten wir dem Ansager dankbar sein, aber er wollte auch mich zu einem Blutsauger machen.«
»Das verstehe ich nicht«, sagte Meurisse.
Ich berichtete, was mir widerfahren war, und der Polizist schüttelte nur den Kopf.
»Wie sieht es eigentlich vorn aus?« wollte ich wissen.
»Die Polizei hat sich um die Gäste gekümmert. Einige sind im Krankenhaus. Das verdammte Gas.«
»Ja, das stimmt.«
Auch ich spürte die Nachwirkungen noch. Mein Schädel schien weiterhin Ähnlichkeit mit einem Ballon zu haben, wenn das dumpfe Gefühl auch mittlerweile nachgelassen hatte.
Ich stand auf. Diesmal klappte es. Auch Suko erhob sich. Mit etwas staksigen Schritten ging ich in Richtung Laufsteg. Leer lag er vor mir. Im Zuschauerraum sah ich einige Polizisten.
Die Tür stand weit offen. Frische Luft drang mir entgegen.
Niemand hatte aufgeräumt. Noch immer lagen die Tische und Stühle am Boden. Dazwischen die Flaschen und die zerbrochenen Gläser. Es war wirklich ein Chaos. Wenn ich daran dachte, wer alles hier gesessen hatte, mein Gott, das war schlimm!
Wir vermissten Jane, Sheila und Shao. Man hatte sie weggeschleppt, und ich ahnte Schlimmes. Diese Kliniken waren undurchschaubar. Da konnte man Menschen auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen. Ähnliches hatte ich schon erlebt, und die Sorgenfalten in meinem Gesicht vertieften sich.
Diesmal hatten uns die Gegner wirklich voll erwischt, indem sie alle drei Frauen entführten. Wie verloren stand ich auf dem Laufsteg, während unter mir die Polizisten noch einmal alles Durchsuchten und Spuren aufnahmen.
Die Überreste der Angie Hall wurden weggeschafft.
Sie lagen in einem Kunststoffsarg, den zwei Leute trugen.
Dann stand Suko hinter mir. Er fühlte ähnlich wie ich. Als ich mich umdrehte, wusste ich Bescheid. Hart hatte der Chinese die Lippen zusammengepresst.
»Wir werden sie finden, Suko«, sagte ich.

»Ganz bestimmt.«
»Ja, John.«
Es klang wie ein Schwur.
Paul Meurisse gesellte sich zu uns. »Hier können wir wohl nichts mehr machen, oder?«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«
»Und jetzt?« Meurisse rieb über seine Nase.
Was ich brauchte, waren Informationen über die Schönheitsfarm. Darauf sprach ich Meurisse an.
»Das ist kein Problem«, erwiderte er, »die haben wir schnell.«
»Wie schnell?«
»Jetzt ist die Nachtschicht an der Reihe. Nur halbe Besetzung. Zwei Stunden?«
Fragend schaute er mich bei dieser Antwort an. Sie schien ihm wohl selbst nicht zu passen.
»Das ist zu lang.«
Er grinste schief.
»Wunder dauern bei uns eben etwas länger, Herr Kollege. Schließlich sind wir in Frankreich und nicht in irgendeinem Land der großen Hetze. Hier nimmt man sich noch Zeit.«
Ich wurde unwirsch. Auch Suko passte die Antwort nicht. Ich sah es seinem Gesicht an.
»Wir können den Fall auch direkt angehen«, sagte Paul Meurisse und grinste.
»Wollen Sie das Leben der Entführten unbedingt aufs Spiel setzen?«
»Nein, nein.«
»Dann bleiben wir bei meinem Vorschlag.«
Er schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, Sinclair, mir gefällt das alles nicht.«
»Was?«
»Dass meine Abteilung praktisch aus dem Spiel ist. Normalerweise bin ich es, der die Anordnungen gibt. Hier scheint mir einiges verkehrt zu sein.«
»Nein, es läuft richtig. Sie sind draußen, Meurisse, aber wir nicht. Zudem haben wir den Fall von Beginn an miterlebt. Und dass wir keine Bluffer sind, müssten Sie wissen. Schließlich agieren wir nicht zum ersten Mal in Paris.«
»Das weiß ich, und deshalb lege ich Ihnen ja keine Steine in den Weg, Messieurs.«
»Aber Sie halten uns an der langen Leine.«
»Das vielleicht«, gab Meurisse zu. Er schaute auf seine Uhr. »Kommen Sie, fahren wir zu meiner Dienststelle. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.«
Nein, das durften wir wirklich nicht. Jede Minute war wichtig. Für

mich hing das Leben der drei Frauen an einem seidenen Faden.

Wir konnten in den Dienstwagen des französischen Kollegen einsteigen. Es war ein Citroën, vier Jahre alt.

Lautlos rollte er an. Der Fahrer, ein stiernackiger Typ, der mich an einen Mafioso erinnerte, musterte uns, als wolle er uns fressen. Besonders Suko nahm er in Augenschein.

Wahrscheinlich überlegte er, wer wohl der stärkere von beiden war. Die Fahrt durchs nächtliche Paris begann.

Wir fuhren dorthin, wo sich die Häuser, Plätze und Sehenswürdigkeiten drängten. Lichterglanz lag über der Stadt. Es war angenehm kühl. Eine wunderbare Herbstnacht. Die Autos sahen aus wie frisch gewachst. Unzählige Lichter spiegelten sich auf dem Lack.

Auf den breiten Boulevards fuhren die Wagen auf jeder Seite in Dreierreihen. Wer hier durchkommen wollte, musste wirklich ein Fahrkünstler sein. Und alles lief ohne Unfall ab.

Suko und ich saßen im Fond. Paul Meurisse hatte neben dem Fahrer Platz genommen. Er drehte sich zu uns um und grinste.

»Tagsüber ist hier mehr los, jetzt in der Nacht kommt man noch gut durch.«

Ich hob die Schultern. Wenn er das sagte, musste es ja wohl stimmen.

Wir fuhren über den Boulevard St. Martin und gelangten an den Place de la Republique. Von vielen bekannten Pariser Plätzen zweigen die Straßen sternförmig ab. So auch hier. Breite Straßen führten in die verschiedensten Richtungen.

Wir fuhren in Richtung Süden und nahmen den Boulevard Du Temple, der später in den Boulevard Beaumarchais übergeht. Als ich durch die Fenster nach oben schaute, sah ich die Lichterketten über der Straße. Sie warfen ihren weißen Glanz nicht nur auf den Asphalt, sondern umflorten auch die zahlreichen Fahrzeuge, die sich auf den Place de la Bastille zu bewegten, wie auch wir, denn dort in der Nähe lag das Büro von Paul Meurisse.

Vor dem Platz stauten sich die Fahrzeuge. Um ihn herum gab es ein Wirrwarr von Einbahnstraßen. Überhaupt ist Paris mit Einbahnstraßen gesegnet. Leider sind die Fahrbahnen nicht im Schachbrettmuster angelegt wie in New York, so dass man sich als Fremder unweigerlich verfährt.

Der Fahrer kannte sich aus. Er schnitt zwei Wagen, als er mit jammernden Pneus in die Rue de la Bastille einbog, weg von dem Lichterglanz und dem Chaos, denn die schmale Straße schluckte uns fast wie ein Tunnel. Eng standen die Häuser beieinander. Wagen parkten Stoßstange an Stoßstange.

Ein paar Fußgänger waren noch unterwegs. Aber vor einem Haus war Platz, denn dort wurde das strikte Park und Halteverbot eingehalten.

Zudem sahen wir einen Flic, der auffällig unauffällig vor dem Haus auf und abschritt. Als der Wagen anrollte und beim Bremsen nachfederte, kam der Flic angelaufen. Er grüßte, während wir ausstiegen.

»Keine besonderen Vorkommnisse, Monsieur«, meldete er Meurisse.

Der nickte. Er steuerte mit großen Schritten einen Treppenaufgang an, der zu einem Haus mit stuck überladener Fassade gehörte. Die Fenster waren hoch, hinter einigen schimmerte Licht, und ich sah das dicke Doppelglas. Ich las auch das Schild an der Wand. Es wies auf eine Exportfirma hin.

Meurisse schloss auf. Ein typisches Pariser Treppenhaus. Weiträumig, noch in der alten Patrizierart mit Bögen unter der Decke und aus glatten Steinen bestehend. Hohe Türen zweigten ab. In der Mitte des Treppenhauses stand der Fahrstuhl, ein Gitterkorb.

Ich wurde an die französischen Krimis erinnert, die ich im Kino gesehen hatte. Dieses Treppenhaus sah so aus wie in den Filmen.

Die Glotzaugen von vier Fernsehkameras beobachteten uns. Menschen sahen wir nicht, dafür hörten wir ein gedämpftes Summen. Es hatte seinen Ursprung hinter den Türen. Hier wurde also auch nachts gearbeitet.

Meurisse war stehengeblieben. Scharf schaute er uns an.

»Am besten, Sie vergessen diese Adresse wieder«, sagte er.

»Halten Sie uns eigentlich für Kleinkinder?«

»Schon gut.«

Er ging auf den Käfig zu und öffnete die Tür. Wir stiegen ein. Meurisse druckte auf einen Knopf. Ich war überrascht, wie seidenweich sich der Käfig in die Höhe bewegte. Damit hätte ich nicht gerechnet.

In der ersten Etage nahm uns ein breiter Gang auf. Auch hier Kameras. Das Büro des Mannes lag auf der rechten Seite. Die Tür bestand aus dickem Holz. Ich nahm sogar an, dass es mit Stahl verstärkt war.

Meurisse ließ uns vorgehen. Elegant war sein Büro. Viele Bücher in den Regalen, ein großer Schreibtisch, aber auch Fernschreiber und Telefon. In bequemen Sesseln konnten wir Platz nehmen.

Meurisse drückte auf einen Knopf. Ein Teil der Stofftapete an der Wand bewegte sich lautlos nach oben. Dafür erschien eine weiße Fläche. Aber nicht für lange.

Wir sahen im nächsten Moment das Bild eines Stadtteils. Clichy, entzifferte ich.

»Das ist es«, sagte Meurisse.

»Und wo liegt die Schönheitsfarm?« fragte ich.

»Augenblick.«

Das Bild verschwand. Andere erschienen und verschwanden. Rasch

hintereinander. Dann stoppte das vierte. Es zeigte einen Ausschnitt aus dem Straßennetz. Wir sahen auch einen großen Park. In der Mitte, matt schraffiert, war ein Gebäude eingezeichnet.

»Hier ist es«, erklärte Meurisse.

Während wir das Bild betrachteten, gab Meurisse per Telefon einige Anweisungen.

»Wie sieht es mit den Sicherheitsvorkehrungen aus?« erkundigte sich Suko.

»Vielleicht keine.«

»Eine genauere Karte haben Sie nicht?« Meurisse grinste.

»Nein, was verlangen Sie?«

»Hätte ja sein können.«

»Sie können aber erkennen, dass dieses Gelände wirklich gut zu erreichen ist«, sagte Meurisse. »Das Straßennetz windet sich rund um den Park, und das ist gut.«

Der Meinung waren Suko und ich auch.

»Zudem lässt es sich auch ausgezeichnet absperren«, fügte Paul Meurisse noch hinzu.

»Ich bin gegen eine Offensive«, warnte ich.

»Natürlich, Monsieur Sinclair. Aber als Rückendeckung dürften wir doch bleiben. Sie sind unsere Gäste, und wir sind dafür verantwortlich, dass Ihnen nichts geschieht.« So konnte man es auch ausdrücken.

»Zufrieden?« fragte er.

»Ja.«

»Wann wollen Sie eingreifen?«

Ich schaute auf meine Uhr. Wir hatten die Tageswende noch nicht erreicht. Vielleicht klappte es noch in dieser Nacht. Das sagte ich auch Meurisse. Er schüttelte den Kopf.

»Unmöglich. So viele Leute stehen mir nicht zur Verfügung. Zudem ist der Einsatz nicht von staatspolitischem Interesse.«

Ich hob die Hand und stand auf.

»Wer sagt denn, dass Sie immer dabei sein sollen? Wir werden die Sache erledigen. Gewissermaßen im Alleingang, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Meurisse schob die Unterlippe vor und fuhr mit zwei Fingern durch sein graues Haar.

»Ehrlich gesagt, es macht mir etwas aus. Aber ich will bei Ihnen eine Ausnahme machen. Meinen Segen haben Sie.«

Er griff in die Tasche und holte eine blaue Schachtel hervor. Zigaretten waren ihr Inhalt.

»Auch eine?« Wir schüttelten beide den Kopf.

Meurisse qualmte. Wie viele Franzosen ließ er dabei den Glimmstängel im Mundwinkel und nahm ihn auch nicht heraus, als

das Telefon klingelte.
»Ja«, meldete er sich.
Rauch drang in seine Augen, und er kniff sie zu, während er zuhörte.
»Mehr habt ihr nicht herausgefunden?« erkundigte er sich. Suko räusperte sich. Ich schaute ihn an und sah, wie mein Partner zu Boden blickte. Ihn quälten die Sorgen. Shao war sein ein und alles. Er hing sehr an dem Mädchen.
Meurisse legte den Hörer auf und stäubte Asche ab.
»Das war mein Informant«, sagte er.
»Ich habe erfahren, dass die Happy Healthy Beautyfarm einem englischen Kosmetikunternehmen gehören soll.«
Ich horchte auf, denn mit einem Kosmetikkonzern hatte ich so meine Erfahrungen gesammelt.
»Können Sie Näheres darüber sagen?« fragte ich den Kollegen.
»Ja, ich weiß den Namen. Fariac!«
Das Wort schlug wie eine Bombe ein. Suko und ich schauten uns an. Beide dachten wir das gleiche. Die Gebrüder Fariac hatten uns eine wahre Hölle bereitet. Sie waren Vampire und hatten in ihren Laboratorien mit Blut schreckliche Versuche angestellt.
Die Spitze hatten wir zwar geschafft, denn von den Fariacs lebte keiner mehr, aber der Konzern existierte nach wie vor.
Und das Blut musste irgendwo hingeschafft worden sein, denn es barg einen Vampirkeim in sich.
Das war natürlich ein Hammer ersten Ranges. Den Fariacs musste es tatsächlich gelungen sein, das Blut außer Landes zu schaffen.
Wahrscheinlich auf die Schönheitsfarm, wo sie dann Versuche an nichtsahnenden Menschen vornehmen konnten. Paul Meurisse hatte unsere Reaktion bemerkt und meinte:
»Der Name scheint Ihnen etwas zu sagen, oder?«
»Und wie!«
»Erzählen Sie.«
Ich fasste in wenigen Sätzen zusammen, denn auf einen langen Bericht wollte ich mich nicht einlassen, dazu saß uns die Zeit viel zu sehr im Nacken.
»Blut«, meinte er und zitierte Goethe, »ist wohl ein besonderer Saft, nicht?«
»Gerade das Fariac Blut.« Ich schüttelte den Kopf. »Wenn ich daran denke, was man damit alles anrichten kann, dürfen wir wirklich keine Zeit verlieren.«
»An mir soll's nicht liegen. Ich fahre Sie gern hin oder lasse uns hinfahren.«
»Tun Sie mir einen Gefallen, Kollege. Halten Sie sich zurück. Wirklich nur im Hintergrund.«
»Natürlich, Sinclair, das war doch vereinbart.«

Er grinste dabei so breit, dass ich ihm eigentlich kein Wort glauben konnte.

»Sollen wir sofort fahren?« Ich nickte.

»Was sonst? Zuvor jedoch müssen wir noch zu unserem Hotel und einige Dinge mitnehmen.«

»Waffen?«

»Genau.«

Paul Meurisse erhob sich aus seinem braunen Ledersessel, der italienisches Design zeigte.

»Ich sage nur noch meinem Chauffeur Bescheid, dann können wir.«

Suko schaute mich an. »Hoffentlich geht das gut«, murmelte er.

Zum Glück so leise, dass Paul Meurisse nichts davon verstand.

***

Sheila, Jane und Shao merkten nicht, was man mit ihnen anstellte. Sie waren bewusstlos. Dass sie in einen Lastwagen verfrachtet wurden, bekamen sie ebenso wenig mit wie das Ausladen. Sie wurden erst wieder wach, als sie in dem gekachelten Raum lagen, der von einer Leuchtstoffröhre an der Decke erhellt wurde. Jane war zuerst da.

»Oh, mein Kopf«, stöhnte sie und versuchte, die Hand anzuheben.

Das ging nicht. Erst jetzt merkte sie, dass breite Bänder quer über ihren Körper geschnallt und unter dem Bett befestigt sie gefesselt hielten. So stark, dass sie sich wirklich nicht bewegen konnte. Brust, Taille und Beine wurden von den Bändern gehalten, und die Arme waren eng an den Körper gepresst.

Die Detektivin überlegte. Obwohl ihr hundeelend war, beschäftigten sich ihre Gedanken mit der Vergangenheit. Ihr fiel wieder ein, wo sie sich befunden hatten. Auf einer Modenschau, um die so viel Wirbel gemacht worden war. Die Mannequins waren erschienen, und mit Schrecken hatten sie feststellen müssen, dass es sich bei diesen Frauen um Wesen handelte, die mit einem Menschen nicht zu vergleichen waren.

Man hatte sie zu Geschöpfen der Hölle gemacht, zu Untoten, Zombies, Dämonendienern. Dann waren sie plötzlich betäubt worden, und von dieser Sekunde an wusste Jane nichts mehr.

Und nun war sie erwacht. Aber wo befanden sich die anderen beiden? Sie machte sich Sorgen um Shao und Sheila. Den Kopf konnte sie bewegen und auch etwas drehen. Sie schielte nach links. Dort lag jemand im Nachbarbett. Jane sah eine schwarze Haarflut auf dem hellen Laken und wusste sofort, dass es sich nur um Shao handeln konnte.

Der nächste Blick nach rechts.

»Bist du wach, Jane?« Sheila Conollys Stimme klang gepresst.

»Ja.«

»Mein Gott, was ist nur los?«
»Man hat uns entführt.«
»Und wohin?«
»Wenn ich das wüsste.«
»Bestimmt auf diese verdammte Schönheitsfarm.« Diese Antwort gab weder Sheila noch Jane, sondern Shao.
»Du bist wach?« fragte die Detektivin.
»Ja, schon länger.«
»Und?«
Shao lachte gepresst. »Man hat uns hier liegenlassen. Und weg können wir auch nicht. Die verdammten Fesseln sitzen einfach zu stramm, wie du sicherlich auch bemerkt haben wirst.«
»Ja, das stimmt.«
»Ist John auch hier?« fragte Sheila.
»Nein, ich glaube nicht.«
»Du weißt auch nicht, was mit ihm und Suko geschehen ist?«
Jane Collins schwieg. Für die beiden anderen Frauen war dies Antwort genug. Nach einer Weile meinte Shao:
»Ich glaube nicht, dass sie Suko und John erwischt haben.« Sie atmete tief ein. »Nein, das will ich nicht glauben.«
Jane gab die Antwort. »Ich möchte dir ja nicht alle Illusionen rauben, aber glaubst du denn im Ernst, John und Suko sind gegen dieses verdammte Gas immun gewesen?«
»Hör doch auf«, sagte Sheila.
»Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen«, erwiderte Jane. »So leid es mir tut.«
»Dann rechnest du dir keine Chance mehr aus?« fragte die schwarzhaarige Chinesin.
»Solange wir leben, immer.«
»Ich frage mich nur, was sie von uns wollen«, sagte Sheila.
»Töten?« Das war Shao.
»Glaube ich nicht. Das hätten sie einfacher haben können. Nein, die haben etwas anderes vor. Denkt doch mal nach. Schönheitsfarm kann man auch gleich Klinik setzen. Und welche Versuche hinter Klinikmauern angestellt werden, das hat ja schließlich jeder von uns schon gelesen. Hier muss ein Teufel regieren, der zumindest mit der Mordliga in Verbindung steht.«
Da hatte Sheila wirklich nichts Unüberlegtes gesagt. Die beiden anderen gaben ihr recht. Was sie auch wunderte, war die Stille. Sie wurde durch kein Geräusch unterbrochen. Den drei Frauen schien es, als habe man sie völlig isoliert. Dann hörten sie aber Schritte.
»Da kommt jemand«, wisperte Shao.
Auch die anderen beiden lauschten.
Die Schritte verstummten, etwas kratzte rechts von ihnen, dann

spürten sie einen Luftzug über ihre Gesichter streichen, hörten jedoch nicht, wie die Tür geöffnet wurde. Unwillkürlich verkrampften sich die Gefangenen, denn sie konnten nicht erkennen, wer da ankam.

Bis plötzlich die Gestalten vor ihnen erschienen und so vor den Fußenden der Betten stehenblieben, dass jede der drei die Besucherinnen erkennen konnte. Es waren die Mannequins. Da stand die schwarzhaarige Violetta Valeri, die sich diesmal nicht zu verstellen brauchte. Denn sie hatte die Lippen zurückgezogen und präsentierte ihr Vampirgebiss. Starr blickten ihre Augen auf die drei Geiseln.

Neben ihr hielt sich Corinna Camacho auf. Auch ihr Gesicht hatte sich ein wenig verändert. Zwar waren die menschlichen Züge noch zu erkennen, doch auf der hellen Haut wuchs ein rötlich schimmernder Flaum, und auch der Mund war schon weiter vorgezogen, so dass eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Werwolf zu erkennen war.

Die dritte im Bunde war Karin Bergmann. Sie gehörte zu den widerlichsten Dämonen, denn allein der Geruch, den sie ausströmte, reichte aus, um bei den Gefangenen Ekelgefühle zu erzeugen. So wie Karin Bergmann stank nur eine Dämonenart. Ghouls!

Die Valeri übernahm das Wort. »Na?« höhnte sie. »Wieder wach geworden?«

Jane Collins gab die Antwort. »Ja, wir sind wieder wach. Und wir wollen wissen, was das alles zu bedeuten hat!«

»Wir haben euch entführt.«

»Das ist uns klar. Wohin?«

»Ich habe es schon auf dem Laufsteg gesagt. Die Schönheitsfarm wartet.«

Jane Collins verzog die Lippen. »Ohne eingebildet zu sein, glaube ich doch, dass wir eine Schönheitsfarm nicht nötig haben. Meinen Sie nicht auch?«

»Sie werden auch nicht geliftet!«

»Sondern?«

»Mit euch Täubchen haben wir etwas ganz Besonderes vor. Ihr seid jung, wie auch die anderen drei Frauen, die wir mitgenommen haben. Und wir haben sechs ältere. An euch wollen wir das neue Präparat testen. Ihr seid die ersten.«

Janes Herz klopfte plötzlich schneller. So forsch, wie sie sich gab, war ihr wirklich nicht zumute.

»Welches Präparat?«

»Nur eine kleine Pille.«

»Und woraus besteht sie?«

»Das werden wir euch jetzt noch nicht sagen. Vielleicht sind wir bald schon Verwandte. Wer kann das wissen? Die Pille unseres Doktors ist vorzüglich. Sie wird sicherlich der große Renner des Fariac Konzerns.«

Nicht nur Jane Collins zuckte zusammen, als sie den Namen hörte,

auch die beiden anderen. Sheila und Shao wussten, was es mit dem Fariac Konzern auf sich hatte. Denn sie waren damals ebenfalls in den Fall verwickelt worden. Und Jane dachte sofort an das Blut, das in den Labors des Fariac Konzerns hergestellt worden war. Es enthielt einen Vampirkeim und war von Vampiro-del-mar geraubt worden, damit es nicht in andere Hände fiel.

Einen Rest hatte man untersuchen lassen. Der zuständige Chemiker war allerdings selbst zu einem Untoten geworden. Und dieses gefährliche Blut war wieder das Verbindungsglied zwischen den Mannequins und dieser Schönheitsfarm.

Sollten sie es etwa trinken? Wenn Jane daran dachte, wurde ihr jetzt schon übel, und sie bekam Angst.

Abermals hörten die Gefangenen Schritte. Nicht die drei Mannequins hatten sich bewegt, es kam noch jemand zu ihnen. Eine Frau!

Schwarzes, weiches Leder umschmeichelte den gut gewachsenen Körper. Das Gesicht war bleich. Die Haare glänzten wie dunkel lackiert. So sah nur eine aus. Lady X!

Die anderen drei hatten ihr Platz gemacht, damit sie an die Liegen herantreten konnte. Sie stellte sich so hin, dass sie die drei Frauen anschauen konnte. Das Lächeln zog ihre Lippen in die Breite. Es zeigte den Triumph, den sie empfand, und das kalte, von der Decke fallende Licht ließ ihre Umrisse noch härter erscheinen.

»Willkommen auf der Beautyfarm«, sagte sie und lachte dabei höhnisch. Auch die drei Mannequins verzogen die Lippen. Sie sonnten sich ebenso in dem Ruhm wie die Scott.

Jane Collins fasste sich als erste. »Was haben Sie mit uns vor?«

»Könnt ihr euch das nicht denken?«

»Schon, aber ich will es genau wissen.«

Lady X gab eine stumme Antwort. Sie sprach kein einziges Wort, sondern öffnete den Mund. Sheila, Shao und Jane hatten die Köpfe ein wenig gehoben. Und sie sahen alle drei die beiden gefährlichen Vampirzähne, die aus dem Oberkiefer wuchsen. Rechts und links. Gelblich schimmerten sie. Der Speichel hing noch daran.

Lady X ein Vampir! Oder? Die Scott lachte. Es klang heiser und rau.

»Ja«, sagte sie, »ihr habt schon richtig gesehen. Ich bin zu einem Vampir gemacht worden. Jemand hat mein Blut getrunken, und ich bin jetzt ein Geschöpf der Nacht.«

»Wer?« flüsterte Sheila. Lady X beugte sich vor.

»Es war ein Versehen, das gebe ich gerne zu. Doch nun habe ich mich daran gewöhnt. Ich bin gern ein Vampir, und endlich denke und fühle ich wie die Dämonischen. Jedenfalls kann ich sie jetzt besser verstehen und mich auch in ihre Lage versetzen. Ich sehe die Menschen mit anderen Augen, schätze sie anders ein. Auch euch habe ich richtig eingeschätzt, wenn ich euch so liegen sehe. Nicht mehr

eure Körper interessieren mich, ich will sie auch nicht zerstören, aber in euren Körpern und unter der Haut fließt etwas, das für mich das Überleben bedeutet. Blut«, flüsterte sie, »frisches, herrliches Blut. Das allein ist es.«

Die drei gefangenen Frauen waren nicht überrascht. Schon als Lady X ihre Zähne zeigte, hatten sie gewusst, dass es so kommen würde. Ein Vampir konnte nur existieren, wenn er sich vom Blut der anderen ernährte. Und in ihren Adern floss nun mal das reine, unverfälschte Blut.

Lady X beugte sich vor. »Wie gefällt euch das?« fragte sie mit flüsternder Stimme.

Jane Collins wusste nicht, was die anderen beiden dachten. Wahrscheinlich quälten sie sich mit ähnlichen Gedanken herum wie auch sie. Und Jane gab die Antwort.

»Um unser Blut zu trinken, hättet ihr uns nicht extra auf die Schönheitsfarm zu schleppen brauchen.«

»Das stimmt.«

»Dann lass uns in Ruhe.«

»Nein!« Die Antwort der Blutsaugerin peitschte den dreien entgegen.

»Ich werde euch nicht in Ruhe lassen, denn ihr gehört zu den Frauen, mit denen wir Versuche…«

Die Scott verstummte und drehte sich nach links. Dort war die Tür weiter aufgedrückt worden, und ein neuer Besucher betrat den Raum. Es war ein Mann!

Er ging leicht gekrümmt, trug einen weißen Kittel und hatte die Hände in dessen Taschen vergraben. Seine Schuhsohlen schleiften über den Boden, der Atem ging schwer, als hätte er mit irgendeiner Krankheit zu kämpfen.

Die Gefangenen konnten ihn erst sehen, als er die Nähe ihrer Liegen erreicht hatte. Dort blieb er stehen. Dabei beugte er sich noch weiter vor, so dass die drei sein hageres, verschlossen wirkendes Gesicht sehen konnten, in dem die Augen tief in den Höhlen lagen und dessen dunkles Haar gescheitelt und an beiden Seiten glatt nach hinten gekämmt worden war.

Auf seinen Wangen schimmerten Bartschatten. Die Nase sprang hart und etwas gekrümmt aus dem Gesicht. Der Mund war jedoch nicht schmal, wie man es bei hageren Typen oft sah, sondern ein wenig weichlich verzogen. Er wirkte feminin. Dazu trugen auch die vollen Lippen bei, die eine für einen Mann ungewöhnliche Röte zeigten.

Dieser Typ schaute die drei Gefangenen an. Die Frauen wurden mit Blicken taxiert, die sie frösteln ließen. So musterte man keine Menschen, höchstens welche, die irgendwann irgendwohin geschafft werden sollten. Auf die Schlachtbank vielleicht…

***

Kein Funken Mitleid oder Bedauern leuchtete in den dunklen Pupillen.

Für diesen Menschen, äußerlich war er schließlich einer, waren die Frauen nur eine Ware oder Objekte.

»Ich bin Francis Drusian«, sagte er.

»Müssten wir Sie kennen?« fragte Sheila.

»Der Aussprache nach zu urteilen sind Sie Engländer.«

»Das stimmt. Ich komme sogar aus London, wie auch Sie, meine Damen.«

Er hob beide Arme und legte die Hände auf die Fußenden von Janes Liege.

»Ich habe in London geforscht. Und zwar im Kosmetikkonzern der Fariacs. Ich und meine Mitarbeiter haben sehr viel geschafft. Uns ist ein genialer Sprung gelungen. Wir haben das Vampirblut synthetisch herstellen können. Fast bis zur Serienreife. Doch dann kamen Ihre Freunde und machten unsere Arbeit zunichte. Das habe ich nie vergessen. Zum Glück gelang es mir, nach Frankreich zu fliehen, wo ich meine Forschungen weiterführen konnte. Das Blut wurde auch hergeschafft, und es hat nur eine kurze Unterbrechung meiner Arbeit gegeben. Jetzt ist es so weit gediehen, dass wir vielleicht sogar in die Serienproduktion gehen können. Das Erbe der Fariacs wird bald weltweit vertrieben. Vampirblut in Tablettenform. Synthetisch hergestellt! Das ist noch niemanden gelungen. Ich, Francis Drusian, bin der erste. Und ich werde mit Unterstützung der mächtigen Mordliga dafür sorgen, dass dieses Blut jedem Menschen zugänglich ist. Ob Mann, Frau oder Kind, das spielt bei mir keine Rolle. Vampiro-del-mar wird eine regelrechte Armee von Blutsaugern bekommen, die allesamt den Keim der Fariacs in sich tragen, ohne es zu wissen. Der gute Vertriebsweg besteht nach wie vor, ihn habt ihr zum Glück nicht zerstören können, und ihr drei gehört zu den ersten, denen ich die neue Vampirpille zu schlucken gebe.« Er lachte laut und rieb sich die Hände.

Lady X lachte nicht. Sie schaute finster zu Boden, als würde sie hinter ihrer glatten Stirn schwere Gedanken wälzen.

»Was ist los?« fragte Drusian, der die Veränderung der Frau wohl bemerkt hatte.

»Diese Pillen gefallen mir nicht.«

»Und warum?«

»Weil ich Opfer haben will.«

Drusian lachte. »Du willst sie beißen, nicht?«

»Ja.« Die Antwort war ein Fauchen.

Pamela Scott riss den Mund dabei sehr weit auf, so dass jeder ihre Vampirzähne sehen konnte. Drusian winkte ab.

»Keine Angst, für dich bleibt noch genug zurück. Wir können ja nicht

alle Menschen erfassen, und vielleicht wirkt die Pille auch nicht so stark, wie ich angenommen habe. Schließlich ist die Dosis verdünnt, und vielleicht musst du noch einmal nach beißen.«

Er kicherte, denn diese Antwort amüsierte ihn köstlich.

Im Gegensatz zu den drei Frauen. Jede von ihnen dachte wohl das gleiche und auch an die gewaltige Gefahr, die da auf die Welt zukam. Wenn es diesem Drusian mit Hilfe der Mordliga wirklich gelang, einen guten Vertriebsweg zu finden, dann wurden die Pillen auch an den Mann oder die Frau gebracht. Eine grauenhafte Vorstellung.

Jane Collins und auch die anderen hegten keinerlei Zweifel daran, dass Francis Drusian seine Vorstellungen in die Tat umsetzen würde. Er war kalt, erbarmungslos, unmenschlich und kannte nur seinen Vorteil. Zudem stand die Mordliga hinter ihm. Sie befürwortete diesen Plan auf jeden Fall, denn Vampiro-del-mar wollte noch immer die Blutsauger unter seiner Herrschaft vereinigen.

Was ihm bei den alten Vampiren nicht so recht gelang, das konnte er bei den jungen versuchen. Sie würden sich ihm nicht entgegenstellen und auch auf keine alten Rechte pochen.

Daran musste Jane denken, die mit den Gegebenheiten sehr vertraut war. Mehr als einmal hatte sie mittendrin gesteckt und von den Plänen erfahren.

Nur Lady X war mit dem Vorschlag des Klinikleiters nicht so recht einverstanden.

»Sie gehört mir«, sagte die Vampirin. »Wenn ich Sinclair schon nicht habe, dann wenigstens die Collins.«

Drusian schaute sie an. »Dir liegt viel daran oder?«

»Alles!«

Da lächelte der hohlwangige Klinikchef.

»Gut, meine liebe Pamela, wenn dir alles daran liegt, dann schenke ich sie dir.«

Lady X runzelte die Stirn. »Soll das heißen, dass du sie mir überlässt?«

»Genau.«

Die Scott lachte. »Herrlich, Drusian. Wirklich herrlich. Du bist gut, du bist sogar besser, als ich dachte. Wirklich, mein Lieber.«

Pamela Scott drehte sich wieder um und schaute Jane Collins an. »Wir werden uns bestimmt amüsieren, meine Kleine.«

Jane war zusammengezuckt. Sie wusste, was da auf sie zukam. Lady X würde kein Erbarmen kennen und ihr mit Vergnügen das Blut aus den Adern saugen, damit Jane hinterher ebenso degeneriert herumlief wie die Scott.

»Und wann kann ich sie haben?« Lauernd war die Frage gestellt.

Francis Drusian hob die Schultern. »Wann du willst.«

»Auch sofort?«

»Meinetwegen!« Da stieß Lady X ein Triumphgeheul aus.
Sie kreiselte auf der Stelle herum, ihre Augen glänzten in einem wilden Fieber, sie leuchteten direkt, und sie konnte es kaum erwarten. Plötzlich stand sie neben Janes Bett. Beide Arme stießen vor, und zehn Finger gruben sich in die Schultern der Detektivin.
»Ja«, knirschte die Scott. »Ja und ja. Am liebsten würde ich dich sofort leersaugen, aber das geht nicht. Ich werde dich mitnehmen. Zu mir. Dorthin, wo wir beide ganz allein sind.«
Sie brachte ihr Gesicht dicht vor Janes Augen und hatte die Lippen zu einem breiten Lachen verzogen, so dass auch ihre Zähne genau zu sehen waren.
»Nimm sie endlich weg!« verlangte Drusian.
»Natürlich, sicher.« Lady X bückte sich.
Unter dem Bett waren die breiten Bänder festgeschnallt. Dreimal musste Lady X die Schnallen öffnen, und alle drei Bänder schnackten zurück.
Jane war frei. Das lange Liegen hatte ihren Kreislauf ein wenig durcheinander gebracht. Als sie sich aufrichten wollte und schon halb hoch war, erfasste sie der Schwindel, und sie fiel wieder zurück. Dabei merkte sie noch etwas anderes.
Man hatte ihre Hände gefesselt, mit einem Seil, das erstens reißfest und so lang war, dass sie die Arme nur bis zur Breite ihres Körpers auseinanderziehen konnte. Zudem waren sie auf den Rücken gebunden. Viel würde Jane diese verhältnismäßig lockere Fesselung auch nicht helfen.
»Steh auf!« herrschte Lady X die Detektivin an.
Jane gehorchte. Sie schwankte ein wenig, als sie stand, doch das legte sich.
»Geh immer vor mir her!« flüsterte die Blutsaugerin. »Und lass dir nur nicht einfallen, irgend etwas zu versuchen, du würdest es doch nicht schaffen. Auch ohne Maschinenpistole bin ich schneller als du.«
Jane Collins erwiderte nichts. Sie schaute auch Shao und Sheila nicht an. Blicke, vielleicht Abschiedsblicke für immer, hätten alles nur noch verschlimmert Nur Drusian sagte etwas.
»Als Mensch seht ihr euch nicht mehr wieder.«
Und dann lachte er wieder…

***

In einer Stunde hatten wir es geschafft. Jetzt befanden wir uns in Clichy. Ein alter Ort, verträumt, romantisch, verschlafen. Das sah ich auch während der Dunkelheit.
Suko und ich hockten im Fond, während Paul Meurisse und sein gorillaähnlicher Fahrer es sich vorn bequem gemacht hatten. Manchmal streifte uns der Schein einer alten Gaslaterne. Dann sah ich

auch Sukos Gesicht. Es wirkte hart, angespannt und konzentriert wie selten.

Es ging diesmal nicht nur um Shao, sondern auch um Sheila und Jane. Bill Conolly hatten wir gar nichts gesagt. Er saß nach wie vor in London, gab auf den kleinen Johnny acht und hatte ansonsten nichts mit Sheilas Modeausflug zu tun.

Wer hätte auch ahnen können, dass sich diese kleine Exkursion in diesen grauenhaften Fall ausweiten würde? Dämonen als Mannequins!

Unsere Gegner machten vor nichts Halt. Und ich fragte mich inzwischen, was sie wohl auf dieser Schönheitsfarm alles anstellten. Da konnten sie schalten und walten, waren unter sich, niemand würde sie stören.

Die schlimmsten Experimente, die grausamsten Versuche, dafür mussten die Opfer sicherlich herhalten. Die Klinik gehörte dem Fariac-Konzern. Und wenn ich diesen Namen hörte, dann verband ich die Erinnerung zu einem Begriff, der für Vampire wichtig war. Blut!

Wurden in der Klinik oder auf der Farm Experimente mit Blut, Menschenblut gemacht? Das war die Frage, auf die ich eine Antwort finden wollte. Dabei lag es eigentlich auf der Hand, dass mit Blut experimentiert wurde. Uns war es damals nicht gelungen, als wir die Hauptübeltäter erwischten, auch das Blut restlos zu zerstören. Wir hatten alles eingesetzt, alles versucht, doch es war umsonst gewesen. Man hatte das Blut mit den gefährlichen Keimen außer Landes geschafft.

Vampiro-del-mar und Tokata waren schneller gewesen, und das hatte uns lange gewurmt. Ich war mir immer sicher gewesen, dass wir irgendwann auf ein Erbe des Fariacsischen Blutes stoßen würden, und hier hatte ich höchstwahrscheinlich den Beweis. Außerdem kam noch etwas hinzu. Eine abermalige Überprüfung der Schönheitsfarm hatte ergeben, wer sie leitete. Das war ein gewisser Francis Drusian.

Damit konnten wir etwas anfangen. Im Zuge der damaligen Ermittlungen gegen die Fariacs war auch der Name gefallen. Doch Drusian war nicht unmittelbar an dem Fall beteiligt. Wir jedenfalls hatten nichts feststellen können, seine Weste schien nicht einmal grau zu sein. Wie man sich doch täuschen konnte.

Drusian hatte sich geschickt abgesetzt, hockte nun als Boss auf der Happy Healthy Beautyfarm und zog geschickt seine Fäden. Raffiniert, der Bursche. Ich grübelte darüber nach, ob wir uns Vorwürfe machen mussten. Einerseits ja, wir hätten vielleicht gründlicher recherchieren sollen, andererseits ging damals alles drunter und drüber. Da war schwer etwas los, als wir gegen den Fariac-Konzern angingen, und sicherlich hatten wir etwas übersehen.

Clichy in der Nacht ist eine Oase der Ruhe. Das merkten wir, denn die Straßen waren leer. Hier und da blinkte ein Licht, meist die

Reklame eines Restaurants oder einer Gaststätte, ansonsten war in Clichy wirklich nicht viel los.

Wie hatte der große Autor Henry Miller noch seinen Roman genannt? Stille Tage in Clichy. Ich konnte den Titel in Stille Nächte in Clichy umändern.

Auf der Karte hatten wir gesehen, wo die Schönheitsfarm lag. Etwas außerhalb der Stadt, in einem Park, und als ich durch das Fenster schaute, da sah ich, dass wir die Stadt bereits verlassen hatten.

»Es dauert nicht mehr lange«, erklärte Paul Meurisse. Ich schwieg. Das Wetter hielt sich noch. Ein klarer nächtlicher Herbsthimmel, kein Regen, das Millionenheer der Sterne, ein prächtiges Bild, wirklich.

Meurisse qualmte wieder seine Schwarze. Der Rauch zog träge in den Fond und brannte in meinen Augen. Ich verstand nicht, wie man das Zeug rauchen konnte.

So grobschlächtig der Gorilla auch wirkte, so sanft fuhr er den Wagen. Er lenkte den Citroën nach rechts, stieß ihn in eine kleine Parklücke hinein und tippte auf die Bremse. Der Wagen federte noch ein wenig nach und stand.

»Aussteigen!« Meurisse drehte sich nach hinten.

Bevor ich die Tür öffnete, fragte ich: »Was machen Sie?«

»Ich muss mir da noch etwas einfallen lassen, wissen Sie.«

»Machen Sie nur keinen Unsinn.«

»Wie kommen Sie darauf?« Sein Grinsen war spöttisch und irgendwie überlegen.

»Sie sind nicht der große Meister, Meurisse.«

»Sie denn, Sinclair?«

»Auch nicht. Unsere Gegner sind die großen Meister. Die sind gefährlich, glauben Sie mir. Die machen Sie fertig, gegen die kommen Sie nicht an.«

»Wirklich?«

»Meurisse«, warnte ich ihn eindringlich, »denken Sie daran. Das sind übernatürliche Wesen. Die Klinik wird sicherlich bewacht. Deshalb bleiben Sie im Wagen.«

»Wenn die Schönheitsfarm bewacht würde, hätten sie uns längst schon erwischt, Sinclair. Das will ich Ihnen mal sagen. Wir befinden uns bereits auf dem Gelände.«

Er streckte den rechten Arm aus und hatte sich halb umgedreht.

»Schauen Sie mal dahin. Sehen Sie die Bäume? Dahinter liegt die Schönheitsfarm, und dieser kleine Parkplatz gehört zum Bau. Ist doch romantisch, wie?«

»Schon gut«, sagte ich.

»Wie lange sollen wir warten?«

»Zwei Stunden.«

»Geht in Ordnung.«

Suko und ich verließen den Citroën. Als wir ein paar Schritte entfernt waren, meinte der Chinese: »Ein eingebildeter Kerl, wirklich.«

Ich nickte. Die Klinik lag nicht im Dunkeln. Hinter zahlreichen Fenstern brannte noch Licht. Vor allen Dingen im Erdgeschoß, wo sich wahrscheinlich die Zimmer der Ärzte und des übrigen Personals befanden.

Hier wurden zwar keine direkt Kranken behandelt, doch auch eine Schönheitsoperation muss von ausgezeichneten Fachleuten durchgeführt werden. Und den frisch Operierten geht es auch in der ersten Nacht nicht gerade blendend, deshalb Nachtwachen und Kontrollen wie auch in den normalen Krankenhäusern. Wir blieben stehen, um uns zu orientieren.

»Eigentlich könntest du doch gleich dableiben«, meinte Suko.

»Wieso?«

»Wenn die Ärzte dich sehen, haben sie ihren Spaß. Die geben dir kostenlos eine neue Nase und ein paar neue…«

»Nimm mal die Maske ab!« zischte ich.

Suko war irritiert. »Welche Maske?«

»Ach, entschuldige, das ist ja dein Gesicht.«

Der Chinese rollte die Augen und sah aus wie Popeye kurz vor seinem ersten Angriff. Ich schlug ihm auf die Schulter und lachte.

»Gehen wir, Partner«, sagte ich, »sonst überlegst du es dir noch wirklich.«

»Das gibt Rache«, drohte Suko.

Wir hatten uns vorgenommen, ganz offiziell die Schönheitsfarm zu betreten. Mit Anmeldung und allem Drumherum. Ich wollte mit Francis Drusian reden und war gespannt, ob er für uns Zeit hatte. Irgendwie wollte ich nicht glauben, dass wir ihn aus dem Schlaf rissen. Wir würden sehen.

Im Hotel hatten wir uns zwar nicht umgezogen, nur einigermaßen und auf die Schnelle die Kleidungsstücke ausgeklopft. Trotzdem sahen unsere dunklen Anzüge ziemlich ramponiert aus. Ich hoffte, dass uns der Mann dennoch empfangen würde.

Unter unseren Sohlen knirschte der Kies. Alles war sehr gepflegt, das sahen wir trotz der Dunkelheit. Auf dem dunklen Rasen lagen Blätter. Hin und wieder leuchtete innerhalb des Parks ein kleines Licht. Man hatte kleine Laternen aufgestellt. Kugellampen, die auf Ständern befestigt waren. Eine große Treppe sahen wir. Auf sie fiel der Schein von zwei hellen Strahlern. Sie leuchteten von der Hauswand. Die Treppe hatte nicht nur sehr breite und bequeme Stufen, sie war auch überdacht. Nicht von einem Baldachin, sondern von einem Dach aus Beton.

Die Glastür war geschlossen. Wir konnten hindurchschauen und sahen bequeme Sitzgruppen, die von großen Blumenrabatten

eingerahmt waren. Blumen standen auch in den Kübeln. Sie flankierten die Treppe an der Seite.

Nur Menschen sah ich nicht.

Dafür jedoch eine Klingel. Rechts in der Hauswand. Über der Klingel schimmerten silbern die Rillen eines Lautsprechers. Ich drückte den hellen Knopf. Im Innern begann eine Glocke anzuschlagen.

Wir hörten sie nicht, aber wir sahen die Wirkung. Aus dem Hintergrund der Halle löste sich eine weibliche Person, die mit zielstrebigen Schritten die Tür ansteuerte. Die Frau trug einen weißen Kittel und hatte hellblonde Haare, die zu einem Turm frisiert waren. Vom Äußeren her konnte man die etwa Vierzigjährige als eine gepflegte Erscheinung betrachten. Sie öffnete noch nicht, sondern schaute uns durch die Glastür fragend an. Ich gab ihr Zeichen und holte auch meinen Ausweis hervor. Er nutzte mir hier nichts, aber ein amtliches Dokument, was immer es auch war, schien hier ebenfalls Eindruck zu machen, denn die Frau öffnete die Tür.

Ein Summen ertönte, und ich konnte die rechte Hälfte der Glastür aufdrücken. Sie schwang nach innen. Zwei Schritte brachten mich neben die Frau.

Suko hielt sich etwas zurück. Er schaute sich um.

»Sie kennen die Besuchszeiten wohl nicht?« wurden wir begrüßt.

Ich lächelte. »Entschuldigen Sie, Madame, aber wenn es nicht dringend wäre, hätten wir Sie wirklich nicht gestört.«

»Was wollen Sie?«

Kühle Augen musterten uns. Ich glaubte auch, Ablehnung und Misstrauen in dem Blick zu lesen.

»Mein Name ist John Sinclair«, sagte ich und stellte auch Suko vor. »Wir kommen aus London und müssen unbedingt mit Dr. Drusian reden, wenn Sie gestatten.«

Ihr Lächeln wurde spöttisch. »Eine normale Zeit haben Sie sich nicht aussuchen können?«

»Nein, leider nicht. Wie Sie wissen, stammt Dr. Francis Drusian ebenfalls aus London, und es gibt da einige Dinge, über die ich unbedingt mit ihm reden muss.«

»Es ist nach Mitternacht.«

»Das wissen wir, Madame. Wir hätten Sie auch nicht gestört, wenn es sich nicht um unaufschiebbare Angelegenheiten handeln würde. Das müssen Sie verstehen.«

Sie schaute uns von oben bis unten an. »Wer sind Sie überhaupt, Monsieur Sinclair?«

Ich nannte meinen Arbeitgeber.

»Englische Polizei?«

»Ja, Madame.«

»Das verstehe, wer will. Ich jedenfalls nicht. Aber wenn Sie wollen,

werde ich es versuchen. Bitte, warten Sie dort.«

Sie drehte sich halb um und deutete auf eine Sesselgruppe.

»Danke sehr.«

Suko und ich nahmen Platz. In dem Laden war es ruhig. Nur die Absätze der Stöckelschuhe erzeugten ein hallendes Echo, als die Frau in einer kleinen Kabine verschwand, wo ich drei Telefone sah und auch ein Pult, auf dem zahlreiche Lampen ein geometrisches Muster bildeten. Eine nur leuchtete.

Die Frau nahm hinter dem Pult Platz und drückte ein paar Knöpfe. Sie musste Kontakt bekommen haben, denn wir sahen, dass sich ihre Lippen bewegten. Einmal schwang sie auf dem Drehstuhl herum und warf uns einen Blick zu.

Ich war wirklich gespannt, ob uns Dr. Drusian empfing. Wenn nicht, mussten wir uns einen anderen Weg einfallen lassen. Zudem kannte Drusian den Namen Sinclair sicherlich. Wenn er tief in der Fariac Sache dringesteckt hatte, dann musste er reagieren.

Zudem befanden sich die drei Frauen in seiner Gewalt. Ich war da sicher, dass er sie kassiert hatte. Suko schaute sich immer wieder um.

»Was hast du?« Der Chinese hob die Schultern.

»Ich denke an die Frauen. Diese Klinik hier macht auf mich einen kalten, beinahe unheimlichen Eindruck, verstehst du?«

»Möglich.«

Die Frau legte auf. Ich sah es an ihrer Bewegung. Sie erhob sich und kam auf uns zu. Ihr Lächeln wirkte wie eingefroren. Auch wir standen auf.

»Nun«, sagte sie.

»Es ist zwar nicht üblich bei uns, aber Sie haben Glück. Dr. Drusian ist bereit, Sie zu empfangen. Er war noch nicht zu Bett gegangen, sondern arbeitete. Wenn Sie mir dann bitte folgen würden, Messieurs.«

Ich warf Suko einen kurzen Blick zu und grinste. Wir hatten ein großes Hindernis geschafft. Die Frau ging vor uns her. Der weiße Kittel umspannte eng ihren Körper. Sie hatte eine wirklich gute Figur. Mein Blick traf ihre Beine. Sie waren gut gewachsen.

Wir passierten abermals eine Glastür und wandten uns nach rechts. Durch einen langen Gang schritten wir. Die Türen an der linken Seite bestanden aus Mahagoniholz. Vor einer blieb die Frau stehen, klopfte und wartete die Aufforderung ab, hereinzukommen.

Dann öffnete sie. Drusian saß hinter einem eleganten Schreibtisch in einem Raum, der größer war, als ich angenommen hatte. Er zog sich ziemlich in die Breite.

Die Frau verschwand hinter uns und schloss die Tür, während sich Francis Drusian erhob. Ich hatte mich schon gewundert, weshalb sein Schreibtisch so leer war. Keine Papiere, keine Bücher, nur Telefone und Knöpfe.

Und noch ein Gegenstand, und den nahm er von der Platte. Eine Maschinenpistole. Bevor wir überhaupt reagieren konnten, wies die Mündung bereits auf uns.

»Kommen Sie ruhig näher, Messieurs«, sagte er, »damit wir von Beginn an mit offenen Karten spielen…«

***

Paul Meurisse schaute uns nach, bis wir in der Dunkelheit nicht mehr zu sehen waren. Dann lehnte er sich zurück und schnippte die Zigarettenkippe in den offenen Ascher.

»Was sagen Sie dazu, Chef?« fragte der Fahrer.

»Die beiden sind mutig, wirklich.«

Der Gorilla nickte. »Trotzdem gefällt es mir nicht. Ich weiß nicht, was sich die dabei denken.«

Meurisse lachte. »Gil, ich kann deine Gedanken erraten. Du willst wahrscheinlich hinterher.«

»Genau.«

»Und wer hindert dich daran?« Gil drehte überrascht seinen kantigen Schädel.

»Sie haben nichts dagegen, Chef?«

»Wie sollte ich?«

»Das ist gut.«

Der Fahrer grinste. Er griff unter die Jacke und holte einen schweren Revolver hervor. Es war ein Colt Ruger. Auf den Lauf schraubte er gelassen einen Schalldämpfer. Sein Boss nickte.

»Aber erst schießen, wenn es unbedingt nötig ist, mein Junge.«

»Klar, Chef. Nur wenn ich abdrücke, dann sitzt die Bleihummel auch im Ziel.«

»Das will ich meinen.« Gil öffnete den Wagenschlag und stieg aus. Er nickte seinem Chef noch einmal zu und verschwand.

Trotz seiner Körpergröße und seines Gewichts bewegte er sich lautlos. Gil war ein erfahrener Kämpfer. Das wusste Meurisse, und er war ein Mann, auf den man sich verlassen konnte. Schweigsam und irgendwie verschlossen wirkend.

Meurisse grinste. Gil würde schon wissen, was er zu tun hatte. Er schaffte es immer, schlug sich durch, und wenn er schoss, dann traf er auch ins Schwarze.

Beruhigt zündete sich der Mann vom Geheimdienst eine Zigarette an. Gil war zwischen zwei Bäumen stehengeblieben. Er hatte sich leicht geduckt hingestellt und ähnelte in dieser Haltung wirklich einem sprungbereiten Gorilla. Dabei schaute er sichernd nach vorn und lauschte auf jedes unbekannte Geräusch. Er hatte nicht immer als Leibwächter gearbeitet.

Früher war er bei der Fremdenlegion gewesen. Er kannte deshalb die

halbe Welt und wusste sich im Dschungel ebenso zu bewegen wie auf den Straßen der Pariser Innenstadt. Zudem sagte man ihm nach, dass er die Gefahr wittern würde.

Wie auch jetzt. Horchend stand er da und hatte den Kopf ein wenig geneigt.

Dieser Park, so ruhig und gepflegt er auch, unter dem blauschwarzen Nachthimmel lag, gefiel ihm nicht. Die Ruhe empfand Gil als trügerisch. Irgendetwas stimmte hier nicht. Er hatte zwar keinen konkreten Verdacht, aber er war davon überzeugt, dass er sich nicht allein auf dem Gelände aufhielt. Deshalb wurde er noch vorsichtiger. Und er hob den rechten Arm mit der schallgedämpften Waffe.

Dann erst ging er weiter. Gil hielt sich auf dem Rasen. Trotz seiner Schwere ging er lautlos. Die Bewegungen waren geschmeidig und verrieten viel von der Kraft, die in seinem Körper steckte.

Weiter vorn schimmerte Licht. Dort stand die Schönheitsfarm. Der helle Streifen wirkte verwaschen.

Für mögliche Gegner gab es genügend Deckungsmöglichkeiten. Die alten Bäume mit ihren dicken Stämmen boten viel Platz. Das gefiel Gil nicht. Seine übersensiblen Nerven waren gereizt. Er fühlte sich wieder in den afrikanischen Dschungel versetzt, als seine Leute eingeschlossen waren und er sie im Alleingang herausgeholt hatte. Acht Gegner hatten ihr Leben lassen müssen. Sie waren lautlos gestorben, denn Gil verstand es wie kein anderer, mit dem Fallschirmspringermesser umzugehen.

Der Wagen, in dem sein Chef wartete, war längst nicht mehr zu sehen. Die Dunkelheit hatte ihn verschluckt.

Gil orientierte sich nur nach vorn, das allein zählte. Zu sehen war nichts. Kein Schatten, keine huschende Bewegung, nicht einmal ein Tier, das über den Rasen lief. Alles blieb ruhig. Und trotzdem…

Gil bückte sich und legte sich zu Boden. Sein Ohr presste er gegen die Erde. Er hatte ein gutes Gehör. Oft vernahm er den Gegner, wenn er sich auf dessen Schritte konzentrierte. Da konnte der andere noch so leise gehen. Diese Eigenschaft hatte ihm bereits dreimal das Leben gerettet.

Der Rasen war feucht, das jedoch störte Gil nicht. Und er hörte etwas. Es war nur ein feines, kaum wahrnehmbares Geräusch, wobei sich Gil vorkam wie ein Seismograph, der ein fernes Erdbeben registrierte. Dann verstummte es. Gil richtete sich auf. Er hatte genug gehört. Das Geräusch war vor ihm aufgeklungen. Dort musste der Gegner lauern.

Seine Lippen bildeten einen Strich, als er durch die Nase einatmete. Der andere würde ihm nicht entkommen, das war für Gil so sicher wie das Amen in der Kirche. Er löste sich von seinem Platz und lief nach links. Auf die alte Ulme zu, die von zwei Bänken umstanden wurde

und einen außergewöhnlich dicken Stamm hatte.
Auf halber Strecke sah Gil seinen Gegner. Er hatte tatsächlich hinter dem Stamm der Ulme gelauert. Der Leibwächter hatte schon viel erlebt, doch was er nun sah, konnte er kaum fassen. Dieser Kerl, der sich hinter dem Baumstamm hervorgeschoben hatte, war noch größer als er und auch breiter. Er hielt etwas in der Hand, was Gil nicht sofort erkennen konnte. Als der Mann seinen Arm bewegte, sah er die Waffe. Es war ein Schwert! Und Gil sah, dass sein Gegner keinen zweiten Arm hatte. An der linken Schulter war nur ein Stumpf zu erkennen.
Es gibt zahlreiche Gebote, wenn man im Dschungelkrieg überleben will. Da ist einmal das Sichverlassen Können auf die eigene Stärke und zum anderen die Vorsicht.
Man durfte nie einen Gegner unterschätzen. Das tat Gil auch bei dem Einarmigen nicht. Obwohl der Mann sich wirklich nur mit einer Hand verteidigen konnte, war er gefährlich. Gil hatte es gelernt, seine Gegner einzuschätzen.
Der andere hatte ihn ebenfalls gesehen. Er blieb nicht stehen, sondern kam näher. Gewaltig wirkte er irgendwie, wie eine Walze, die nicht aufzuhalten war.
Gil wollte ihn stoppen. Fünf Schritte trennten sie noch, als er den verlängerten Lauf des Revolvers auf die Brust des anderen richtete.
»Bleib stehen!« zischte er.
Der andere dachte nicht daran. Er kam näher.
Noch eine Warnung schleuderte ihm Gil entgegen. Als diese nicht fruchtete, schoss er. Der Schalldämpfer war ausgezeichnet. Das Geräusch war um die Hälfte leiser als das Knallen eines Sektkorkens. Der Mündungsblitz wurde verschluckt, und die Kugel hieb genau ins Zentrum.
Das schwere Kaliber hätte eigentlich ein Loch reißen müssen, das tat es jedoch nicht. Gil konnte nicht erkennen, ob die Kugel steckengeblieben oder abgeprallt war, auf jeden Fall richtete sie keinen Schaden an. Lange Überlegungen konnte sich ein Mann wie Gil nicht leisten. Man musste, wenn etwas schiefgegangen war, sofort reagieren.
Und er feuerte ein zweites Mal. Abermals traf er die Brust. Der Unheimliche wankte nicht einmal.
Im Gegenteil, sein Vorwärtsdrang war nicht zu stoppen. Wie ein gewaltiger Berg kam er auf den ehemaligen Legionär zu.
Schaurig anzusehen, eine riesige Masse Körper und ohne Gesicht. Das wurde durch irgendeinen Gegenstand verdeckt, den Gil allerdings nicht identifizieren konnte. Auf jeden Fall sah er kein Gesicht, und er merkte zum ersten Mal in seinem Leben, dass so etwas wie Angst ihn überfiel. Ja, er hatte Angst. Da schlug der andere zu.

Es war ein blitzschnell geführter Schlag, dem Gil nur ausweichen konnte, weil er so gute Reflexe besaß. Er hörte das Pfeifen der Klinge, duckte sich und warf sich gleichzeitig zur Seite, so dass der geschmeidige Stahl an seiner Schulter vorbeipfiff. Gil sah, wie die Spitze in den Boden hackte und dort ein Grasbüschel herausfetzte, das wie ein Ball durch die Luft flog.

Dann trat er zu. Nie länger als eine halbe Sekunde auf der Stelle bleiben, so handelte Gil auch hier. Sein linkes Bein flog in die Höhe. Er war in Karate geschult und hämmerte seinen Fuß wuchtig gegen die Leistengegend des Unheimlichen.

Der fiel zwar nicht, aber er drehte sich auf der Stelle, wandte Gil den Rücken zu und kassierte den nächsten Hammertritt, der ihn nach vorn warf.

»Hund!« keuchte der Franzose und warf sich hinterher.

Er hatte nicht damit gerechnet, wie schnell der andere sein konnte. Kaum hatte er den Boden berührt, da warf er sich auch schon herum und riss das Schwert hoch. Gil versuchte zwar, seine Flugrichtung zu ändern, er schaffte es jedoch nicht ganz. Das Schwert erwischte ihn an der linken Schulter. Ein klaffender Schnitt in der Kleidung, Blut sprudelte aus der Wunde, und jetzt bewies der Franzose, wie hart er in Wirklichkeit war.

Kein Laut drang über seine Lippen, obwohl der Schmerz durch seinen Körper zuckte. Gil prallte zu Boden, warf sich trotzdem noch herum und brachte seine schallgedämpfte Waffe in Anschlag. Er schoss. Dabei hatte er auf das Gesicht des Gegners gezielt, das ihm in der Dunkelheit vorkam wie ein schattenhaftes Gebilde.

Wenn der andere am Körper eine schusssichere Weste trug, dann sicherlich nicht auch noch im Gesicht. Und die Kugel traf. Sie hämmerte jedoch nicht in das Gesicht hinein, sondern gegen die Maske.

Es gab einen singenden Ton, als das Geschoß abprallte und in die dicke Rinde eines Baumstamms hackte. Das Pfeifen der Klinge erinnerte Gil an Musik aus der Hölle. Er rollte sich noch herum, doch auch ein Mann wie er wurde durch den Schmerz in der Schulter behindert.

Für den nächsten Schlag war er einfach zu langsam. Die Klinge traf ihn diesmal an der rechten Seite und hinterließ eine Wunde von der Hüfte bis zum Oberschenkel.

Auch der Härteste und Tapferste wusste genau, wann er verloren hatte und sich vielleicht nur durch eine Flucht retten konnte. So war es auch bei dem ehemaligen Legionär. Er musste weg. Gil biss die Zähne zusammen.

Trotz seiner Schmerzen gelang es ihm, rasch auf die Beine zu kommen.

Das rechte wollte nicht so richtig. Er krackte weg, und Gil schleifte es nach, als er vor dem Samurai des Satans davonlief.

Er humpelte über den Rasen. Wie eine Gliederpuppe schlenkerte er seine Arme, aus seinem Mund drang ein pfeifendes Geräusch. Tokata folgte ihm nicht einmal schnell. Er wusste, dass ihm der Mann nicht entkommen konnte, schließlich hatte der Samurai des Satans noch einen Trumpf in der Hinterhand.

Das war Vampiro-del-mar. Tokata war das gelungen, was er wollte. Er hatte den ehemaligen Legionär exakt in die Richtung gelockt, wo Vampiro-del-mar wartete. Der Mann würde keine Chance haben.

Gil lief und drehte sich um. Er wollte sehen, was sein Verfolger unternahm. Tokata hielt den Abstand gleich. Nur hatte er sein Schwert jetzt so in die Hand genommen wie eine wurfbereite Lanze. Die Spitze wies auf den Rücken des Flüchtlings.

Das sah auch Gil. Seine Augen wurden groß. Er drückte ab, und diesmal schoss er zum ersten Mal in seinem Leben daneben. Die Kugel wischte über einen halben Meter an der Schulter des Verfolgers vorbei.

Das Schwert war unterwegs. Gil hörte das Pfeifen, sah es vor seinen Augen blitzen, und dann spürte er den Schlag. In Höhe des Gürtels traf ihn das Schwert.

Der ehemalige Legionär glaubte, in der Mitte zerteilt zu werden. Er torkelte zurück, seine Augen waren weit aufgerissen, vor den Lippen sprühte Schaum. Als würde er von einem Band gezogen, so zielsicher bewegte er sich auf einen Baum zu. Es war eine Platane, und in deren Schatten hatte Gegner Nummer zwei gelauert. Vampiro-del-mar!

Sein verwüstetes Gesicht wurde noch mehr durch sein Grinsen entstellt, als er sah, dass Tokata getroffen hatte. Und dann kam er. Lautlose Sprünge brachten ihn heran. Er hatte die Arme weit vorgestreckt, die Hände geöffnet, bis sie den Hals des Schwerverletzten umklammern konnten.

Hart drückte der Supervampir zu.

Gil hatte dem Griff nichts entgegenzusetzen. Er wurde von der unheimlichen Gestalt gepackt und zu Boden gerissen. Er lag plötzlich auf dem weichen Rasen. Die Schleier des Todes, die ihn fast erreicht hatten, rissen ihn noch einmal hoch. Mit einem letzten deutlichen Blick sah er das Gesicht der neuen Schauergestalt.

Vampiro-del-mar hatte sein Maul aufgerissen. Die Zähne schimmerten wie Stahlstifte. Dann rammte er seinen Kopf nach unten, und beide Gestalten verschmolzen zu einer.

Tokata stand daneben. Er schaute auf sie nieder. Sein halb zerstörtes Gesicht hinter der Maske bewegte sich nicht. Er wartete so lange, bis Vampiro-del-mar gesättigt war. Als der sich erhob und sein Schatten ins Unermessliche zu wachsen schien, nickte Tokata.

Für Vampiro-del-mar war es das Zeichen. Die beiden gingen. Zurück ließen sie einen Toten, keinen Untoten, denn Gil war schon gestorben, bevor der Supervampir sein Blut getrunken hatte.
Ein Gegner war erledigt, doch nahe der Straße, in einem Auto, da wartete das zweite Opfer. Entkommen ließen die beiden keinen…

***

Mit dieser Einladung hatten wir nicht gerechnet. Vielleicht hätten wir doch anders vorgehen sollen, doch dafür war es jetzt zu spät. Francis Drusian hielt seinen Trumpf in Form einer Maschinenpistole in der Hand.
Als die Frau ihm gemeldet hatte, wer ihn sprechen wollte, da hatte er gewusst, was zu tun war.
Die Mündung hielt er nicht ruhig. Er schwenkte die Waffe. Einmal wies sie auf Suko, in der nächsten Sekunde wieder auf mich. Zudem standen wir im Licht einer über der Tür hängenden Lampe und er im Halbdunkel.
»Wollen Sie uns erschießen?« fragte ich nach einer Weile.
»Möglich, aber erst heben Sie einmal die Hände.«
Das taten wir, denn Drusian machte einen verdammt entschlossenen Eindruck auf uns.
Obwohl ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte, war er mir von Anfang an unsympathisch. Ein widerlicher Typ. Für sein Gesicht kann ein Mensch ja nichts, aber bei Drusian paarten sich Aussehen und Charakter zu einer miesen Verbindung.
»Sie sind sich darüber im Klaren, dass wir nicht allein hierher kamen«, sagte ich.
»Natürlich.« Die Sicherheit, mit der er antwortete, machte mich stutzig. Der Kerl hatte etwas in der Hinterhand. Und er gab mir auch gleich die Bestätigung.
»Natürlich weiß ich, dass Sie nicht allein gekommen sind. So dumm bin ich nicht. Aber ich habe meine Sicherheitsvorkehrungen getroffen. In den Bäumen ließ ich Kameras versteckt installieren. Sie beobachten nicht nur den Garten, sondern auch die Straße vor und hinter unserer kleinen Farm. Wir haben gesehen, wie Sie ankamen, und haben ferner beobachtet, dass zwei weitere Männer im Wagen zurückblieben. Einer hat ihn verlassen.«
Jetzt kicherte Drusian. »Wahrscheinlich lebt er nicht mehr, denn ich habe bessere Wärter zur Verfügung, als es Bluthunde je sein könnten. Die Namen werden Ihnen wahrscheinlich etwas sagen. Tokata und Vampiro-del-mar. Und jetzt sagen Sie mir, welcher Mensch diesen beiden entkommen kann!«
Er hatte die Worte gut gewählt, und ich wusste wirklich keine Antwort. Gegen Vampiro-del-mar und auch gegen den Samurai des

Satans hatte kaum einer eine Chance, wenn er nicht die Waffen besaß, die für eine Dämonenbekämpfung unerlässlich waren.

Er konnte seinen Tod noch hinauszögern, verhindern konnte er ihn nicht.

»Gefällt Ihnen nicht, wie?«

»Ich würde lügen, wenn ich Ihre Frage verneinte.«

»Kann ich mir denken. Aber das ist noch nicht alles. Ich habe…«

»… auch die Frauen.« Das sagte Suko. Er hatte sich nicht zurückhalten können.

Francis Drusian nickte. »Ja, Sie haben recht. Die drei Frauen befinden sich in meiner Gewalt. Und es geht ihnen den Umständen entsprechend.«

Er nickte bei seinen Worten, ohne jedoch die Mündung der Maschinenpistole zur Seite zu drehen.

»Sie können Ihre Freundinnen sogar sehen«, fuhr er fort und ging während dieser Worte einen Schritt zur Seite, damit er an die Schreibtischecke gelangte. »Passen Sie auf!«

Er hatte das rechte Bein leicht angezogen und musste mit dem Knie einen Kontakt unter der Schreibtischkante berührt haben.

Auf jeden Fall erschien links von uns auf einer grauweißen Fläche ein Flimmern. Wir sahen dicht vor der Wand einen dieser großen Fernsehschirme, fast schon wie eine Kinoleinwand. Und dieser Bildschirm gab den Blick in einen zellenartigen Raum frei, in dem sich die gefesselte Jane Collins befand. Sie hockte in der Ecke und schaute in die Kamera. Deutlich sah ich die Angst auf ihrem Gesicht. In mir vereiste etwas, ich fühlte den dicken Kloß in der Kehle, und der vergrößerte sich noch, als die Tür geöffnet wurde und jemand den Raum betrat, den ich überhaupt nicht mochte. Lady X!

Sie lächelte, schaute ebenfalls in die Kamera, und wir beide sahen die Vampirzähne aus ihrem Oberkiefer wachsen.

Lady X war zu einer Blutsaugerin geworden, die sich jetzt langsam der gefesselten Jane Collins näherte…

***

Jane hockte in der Ecke und blickte hoch in die Kamera. Lady X hatte sie in diesen kahlen Raum gesperrt und war verschwunden.

Befreien konnte sich Jane nicht. Erstens war sie gefesselt, zweitens hatte der Raum weder Fenster noch einen normalen Ausgang, nur die dicke Stahltür. Es war von Pamela Scott psychologisch genau durchdacht, dass sie Jane allein gelassen hatte. So würde sich die Angst der Gefangenen von Sekunde zu Sekunde vergrößern, die Ungewissheit, wann die Untote zurückkommen würde, steigerte sich weiter.

Aber Jane Collins war eine Frau, die sich nicht zum ersten Mal in

einer lebensbedrohlichen Lage befand. Sie hatte vor allen Dingen gelernt, niemals aufzugeben, wenn sie sich in einer schwierigen Situation befand, sondern immer das Beste daraus zu machen.

Auch hier versuchte sie es. Als großer Nachteil erwiesen sich die Fesseln. Nicht nur, weil ihre Hände gebunden waren, zudem hatte man ihre Arme noch auf den Rücken gedreht, was für Jane Collins eine Tortur war.

Wenn Lady X sie beißen wollte, dann musste und würde sie sich natürlich wehren, und mit auf dem Rücken gefesselten Händen war das mehr als schwierig. Deshalb musste sie ihre Arme vor den Körper bekommen. Das ging, man musste nur einen Körper aus Gummi haben oder sehr gelenkig sein.

Letzteres war Jane. Als trainierte Judokämpferin konnte sie sich bewegen. Zwar nicht wie eine Schlange, aber wie ein guter Turner, was ihr nun sehr entgegenkam.

Jane hockte auf dem kahlen Boden und musste praktisch mit dem Körper durch den Zwischenraum der gefesselten Arme rutschen. Eine verdammt kitzlige Sache. Sie versuchte es. Dabei hatte Jane das Gefühl, ihre Gelenke würden ausgerenkt. Sie merkte plötzlich, wie steif sie eigentlich war.

Auf der Bühne führten die Künstler und Artisten so etwas innerhalb von Sekunden vor. Jane brauchte dazu Minuten, wenn nicht sogar noch länger. Und sie geriet ins Schwitzen.

Dabei legte sie sich auf den Boden, kippte zur Seite, zog die Beine so weit an, wie es ging, drehte den Körper, fluchte, jammerte, keuchte und schimpfte in einem.

Jane gab nicht auf. Durch Rückschläge ließ sie sich nicht erschüttern und stellte fest, dass es nach dem fünften Versuch schon besser klappte als beim vierten.

Beim siebenten Mal packte sie es wirklich.

Plötzlich befanden sich ihre gefesselten Hände nicht mehr auf dem Rücken, sondern vor ihrem Körper.

Die Detektivin atmete auf. Der Schweiß rann über ihr Gesicht. Die Kleidung klebte am Körper, doch das störte sie nicht mehr. Hauptsache, sie hatte ihr Vorhaben durchgeführt.

Erschöpft blieb sie liegen.

Es dauerte einige Minuten, bis sich ihr Atem beruhigt und sich der Herzschlag normalisiert hatte. Sie rutschte auf die Wand zu, bis sie mit dem Rücken Kontakt hatte, und stemmte sich dann in die Höhe. Schließlich blieb sie sitzen.

Sie wusste nicht, wann Lady X erscheinen würde, aber aufgeben wollte sie nicht. Ihr Blick flog hoch zur Kamera. Der rote Punkt glühte dort noch immer. Er wirkte wie ein winziges Auge, das Jane Collins immer unter Beobachtung hielt.

Ob auch die anderen unter Kontrolle standen? Wie war es ihnen ergangen? Wo hatte man sie hingeschafft? Jane dachte an die gefährlichen Pillen, die Shao und Sheila zu sich nehmen sollten. Wenn diese Art Medizin anschlug, dann sah es schlimm aus.

Die Schritte draußen hörte sie nicht, aber sie sah, wie sich die Klinke nach unten bewegte und die Tür aufgedrückt wurde.

Lady X betrat das Verlies. Sie blieb für eine kurze Zeitspanne an der Tür stehen, lächelte eisig und zeigte ihre gefährlichen Vampirzähne. Dann setzte sie sich in Bewegung und trat langsam auf die am Boden hockende Jane Collins zu. Die Detektivin wusste, dass ihr ein Kampf auf Leben und Tod bevorstand…

***

Mir blieb fast das Herz stehen! Eine gefesselte Jane Collins, eingesperrt in einem Verlies.

Und bei ihr Lady X, die zu einem Vampir geworden war. Das war ein Alptraum! Ich hörte Suko neben mir schwer atmen. Ich wusste, was in ihm vorging.

Am liebsten hätten wir uns beide auf Francis Drusian gestürzt, doch da war die Maschinenpistole, die uns diesen Weg verwehrte.

Weder Suko noch ich waren kugelfest!

»Das ist doch nett, nicht wahr?« höhnte unser Gegner und lächelte diabolisch.

»Eure Chancen sinken immer weiter. Ihr hättet in London bleiben sollen, euren Tod habt ihr selbst verschuldet.«

Ich hörte die Worte, aber ich achtete auch auf das Bild auf dem leicht gebogenen Schirm, wo sich die Scott immer näher auf Jane Collins zuschob, die jetzt mit einem Ruck versuchte, auf die Beine zu gelangen.

Sie schaffte es auch und fiel bis gegen die Längswand. Dort erwartete sie Lady X.

»Wollt ihr weiter zusehen?« hörten wir die Stimme des Mannes.

»Stoppen Sie die Scott!« verlangte ich.

»Sie machen mir Spaß, Sinclair!«

»Noch ist es Zeit. Wirklich. Wenn wir zusammenarbeiten, kommen Sie mit einem blauen Auge davon. Also, überlegen Sie es sich gut, Drusian. Machen Sie keinen Unsinn!«

»Ihr seid euch wohl nicht darüber im klaren, um was es hier wirklich geht«, knirschte der Klinikchef.

»Ich will nicht nur eure Vernichtung, sondern auch die der anderen. Das Sinclair Team muss sterben, verstanden?«

»Hören Sie auf!«

Und dann verschwand das Bild. Abermals hatte Drusian einen Kontakt unter der Kante berührt. Wir schauten auf den grauweißen

und leeren Bildschirm. Drusian lachte meckernd.

»Keine Angst, ihr werdet noch genug zu sehen bekommen, wirklich. Ich schalte wieder ein, wenn eure Freundin zu einem Blutsauger geworden ist. Darauf könnt ihr euch verlassen.«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, erschien ein anderes Bild auf dem Schirm. War das erste bis auf zwei Personen leer gewesen, so zeigte dieses ein ganz anderes Motiv.

Wir sahen elf Frauen. Sie hockten in einer Reihe auf gläsernen Stühlen oder Kunststoffmöbeln. Ich kannte sie alle. Die sechs älteren Frauen waren ebenso auf der Modenschau gewesen wie die fünf jüngeren.

Und unter den jüngeren befanden sich zwei, die uns ans Herz gewachsen waren. Sheila Conolly und Shao!

Sie saßen ganz außen, hatten den Kopf in den Nacken geworfen und trotzig die Lippen zusammengepresst. Beide sahen aus, als hätte man sie geschlagen, jedenfalls zeigten ihre Gesichter Flecken. Das war auch bei Shao zu erkennen, obwohl ein Teil ihrer dunklen Haare wie ein Vorhang vor ihr Gesicht fiel.

Der Raum, in dem die Frauen saßen, war gefliest. Die Kacheln schimmerten grünlich. Wir sahen auch einen Labortisch, auf dem zahlreiche Flaschen, Tiegel, Kolben und Brenner mit den nötigen Gasanschlüssen standen.

Und zwei Männer sahen wir. Kleiderschrankbreite Kerle in grauen Kitteln. Einer von ihnen hielt eine Glasflasche in der Hand. Durch einen ebenfalls gläsernen Stöpsel war die Flasche verschlossen.

In der Flasche schimmerte etwas. Ich sah nur eine rote Masse, mehr konnte ich nicht erkennen.

Francis Drusian hatte bewusst nichts gesagt, damit wir das Bild in uns aufnehmen konnten. Jetzt aber konnte er sich nicht länger zurückhalten.

»Na, kommen euch die beiden auf den äußeren Stühlen bekannt vor?«

»Du Schwein!« knirschte Suko. »Du verdammtes…«

Plötzlich blitzte es vor der Mündung der MPi auf. Drusian hatte geschossen. Es ging so schnell, dass wir gar nicht hätten ausweichen können. Er wollte uns auch nicht treffen, sondern jagte die Garbe vor uns in den Boden, wo die Geschosse den Teppich des Büros aufhackten.

Fast hätte uns noch ein Querschläger getroffen.

»Beim nächsten mal schieße ich euch die Schädel ab!« drohte er.

Das war bestimmt keine leere Versprechung.

Suko beherrschte sich. Mein Freund war wirklich ein Mensch, der eigentlich nie die Ruhe verlor. Darum hatte ich ihn immer beneidet. Aber wenn es um Shao ging, sah Suko rot. So wie jetzt.

»Reiß dich zusammen!« zischte ich.
Drusian hatte meine Worte vernommen.
»Ihr Freund hat recht, Chinese. Sehen Sie lieber zu, was mit Ihrer Freundin geschieht. Wir haben mit ihr und den anderen Frauen noch Großes vor, denn sie sind die ersten, die das neue Präparat zu schlucken bekommen. Und wisst ihr, was ich hergestellt und bereits zur Serienreife produziert habe?«
Wir schwiegen.
»Ich will es euch verraten. In London wurde ich bei meinen Forschungen gestört, doch hier in Paris habe ich sie weiterführen können, ohne dass mir jemand dazwischenredete. Ich habe mich immer gefragt, warum es nicht möglich sein sollte, Vampirblut herzustellen. Synthetisch, meine ich. Ich hatte das Fariacsche Blut zur Untersuchung da. Ich habe es genau analysiert, und es ist mir gelungen, von dieser Analyse wieder eine Synthese zu machen. Mit anderen Worten: Ich habe das Vampirblut künstlich hergestellt, und zwar nicht auf flüssiger Basis, sondern als ganz normale Pille. Allerdings gebe ich gern zu, dass sich im Innern der Pille ein flüssiger Stoff befindet, der ein wenig nach Blut schmeckt, wenn sich der Zuckerrand erst gelöst hat. Und für diese Pillen brauchte ich Menschen. Wir haben sie uns geholt. Dort sitzen sie, meine Herren. Und was der Aufpasser in der Hand hält, das ist eine Flasche mit diesen Vampirpillen.«
Ich starrte Drusian an.
»Sie sind ein verdammter Teufel!« schmetterte ich ihm ins Gesicht.
»Vielleicht, aber auch ein Genie. Das hätte kein anderer geschafft, glauben Sie mir.«
Ich schwieg. »Da, sehen Sie doch, jetzt bekommt die erste Frau die Pille. Es ist eine ältere. Mal schauen, wie sie reagiert.«
Dieser Drusian war plötzlich wie ausgewechselt. Wahrscheinlich wäre er selbst gern dabei gewesen, aber er musste auf uns acht geben.
Gleichzeitig wollte er sehen, was sich auf dem Bildschirm abspielte. Und zwei Dinge zur selben Zeit können nur die wenigsten Menschen konzentriert durchführen. Francis Drusian gehörte nicht dazu. Das merkte ich. Auch Suko war nicht entgangen, dass die Blicke des Mannes zwischen dem Bildschirm und uns hin und herwieselten.
Ich schaute Suko an. Der Chinese nickte unmerklich. Ich wusste, wie er es versuchen wollte. Angreifen konnten wir Drusian nicht. Die Distanz zwischen uns und ihm war so, dass eine Kugelgarbe immer schneller war als wir.
Den rechten Arm hatte Suko bereits angewinkelt. Die Finger der ausgestreckten Hand wiesen schräg nach unten auf die Jackenöffnung.
In der Innentasche befand sich eine wichtige Waffe. Der von Buddha ererbte Stab. Wenn Suko ihn in die Hand nahm, brauchte er nur ein

Wort zu rufen, so dass er die Zeit für genau fünf Sekunden anhalten konnte. Länger nicht…

»Da«, sagte Drusian, »seht, jetzt bekommt die Frau die erste Pille!« Er freute sich.

Ich schaute hin. Die ältere Frau war gefesselt. Sie trug ein helles Kleid, das zahlreiche Falten warf und jetzt einige Schmutzflecke aufwies. Auf ihrem Gesicht stand die innere Abwehr wie in einem Buch zu lesen.

Sie wollte nicht. Man zwang sie. Der zweite Kerl im grauen Kittel nahm keine Rücksicht. Während der erste die Flasche öffnete und eine rote Pille auf seine Handfläche rollen ließ, presste der andere Mann seine Hand in das Gesicht der Frau und öffnete mit einem geschickten Griff deren Mund.

Dabei grinste er und sagte irgendetwas zu seinem Kumpan, was wir an den Mundbewegungen erkannten. Der zweite schob der Frau die Pille in den Mund.

Drusian lachte. »Geschafft!« jubelte er. »Geschafft.«

Fehlte nur noch, dass er gerufen hätte: »Das ist Spitze!«

Soweit kam es nicht. Dazu trug auch Suko bei, denn mit einer schlangengleichen Bewegung verschwand seine Hand im Ausschnitt des Jacketts. Und plötzlich hielt er den Stab darin. »Topar!« rief er.

***

Natürlich hatte Jane Angst.

Jeder Mensch hat Angst, wenn er einem Blutsauger gegenübersteht.

Hinzu kam noch Janes raffinierte Fessel, die ihr zwar ein wenig Bewegungsfreiheit ließ, aber nicht so viel, wie sie brauchte.

Lady X wollte ihr Blut! Sie kam näher. Die Augen leuchteten. Die Maschinenpistole trug sie nicht bei sich, eigentlich etwas Ungewöhnliches an ihr, doch jetzt, als Blutsaugerin, wollte sie ihre Opfer lebend, nicht tot.

»Keine Chance«, flüsterte sie. »Du hast keine Chance, Jane Collins.«

Die Detektivin gab keine Antwort. Sie wich nur zurück, bis sie die Wand als Deckung in ihrem Rücken spürte. Die Arme hatte sie vorgestreckt, die Hände so weit auseinandergebreitet, wie die Fessel es ihr erlaubte. Jane war fest entschlossen, sich bis zum letzten zu verteidigen. Leicht wollte sie es Lady X nicht machen.

»Angst?« höhnte die Scott.

Ihr Gesicht war seltsam bleich, die Züge verzerrt. Von Schönheit war nichts mehr zu sehen. Reine Boshaftigkeit bestimmte das Aussehen der ehemaligen Terroristin.

Da sprang Jane vor. Sie hatte ihre Fäuste aneinandergelegt und wollte sie in das Gesicht der Vampirin rammen. Bevor sich Lady X auf Jane stürzte, sollte es umgekehrt sein.

Fast hätte die Detektivin es geschafft. Aber eben nur fast. Nun zeigte sich, dass die Scott nichts verlernt hatte. Als Terroristin war sie durch eine harte Schule gegangen. Man hatte ihr beigebracht, sich zu verteidigen, ihre Reflexe waren hundertprozentig in Ordnung, und bevor Jane dazu kam, einen Schlag zu landen, hatte sie schon gekontert.

Mit gestrecktem Arm und gekrümmter Handkante. Der Schlag schüttelte die Detektivin durch, obwohl er sie nur an der Schulter getroffen hatte. Jane ging zu Boden, verbiss den Schmerz und überrollte sich.

Lady X lachte. Sie war siegessicher und sprang mit beiden Beinen voran auf Jane zu.

Die reagierte eiskalt. Plötzlich flog die Vampirin durch die Luft, denn mit ihren Beinen hatte Jane die der Scott noch im Sprung weggesäbelt.

Lady X fiel. Gewandt wie eine Katze rollte sie sich herum, aber da stand Jane wieder auf den Füßen. Sie glich jetzt einer fauchenden Katze, die ein Hund gereizt hatte.

»Komm nur«, flüsterte sie. »Komm nur her, du verdammte Blutsaugerin. Ich mache dich fertig!«

Die Gegnerinnen schlichen umeinander herum. Geduckt, breitbeinig.

Jede belauerte die andere. Niemand wollte sich eine Blöße geben.

Die Scott verzog die Lippen. In ihren dunklen Augen nistete der Hass. Die Nasenflügel bebten, aus dem Oberkiefer lugten die beiden Vampirzähne. Pardon wollte sie nicht geben.

»Ich kriege dich!« keuchte sie. »Darauf habe ich schon lange gewartet. Du entkommst mir nicht, das schwöre ich dir!«

Die Untote war verblendet, und sie wollte Blut. Als Mensch hatte sie sich trotz allem besser unter Kontrolle gehalten, als Vampir gehorchte sie nur dem Trieb. Einen Menschen sah sie nur als Nahrung an.

Das alles wusste Jane Collins. Sie hatte kein Interesse daran, sich auf einen langen Kampf mit der Blutsaugerin einzulassen.

Denn über eine zeitlich große Distanz konnte sie nicht gewinnen. Während ihre Kräfte erlahmten, konnte man das von denen der Untoten nicht behaupten. Für sie gab es so etwas nicht mehr. Jane sah ihre Chance.

Allerdings nicht, indem sie Lady X überwältigte, sondern in der Flucht. Sie hatte genau achtgegeben und dabei festgestellt, dass die Scott nach ihrem Eintritt die Tür nicht wieder verschlossen hatte. Jane konnte also noch fliehen, falls es ihr gelang, die Tür zu erreichen.

Hoffentlich ahnte die Untote nichts von ihren Gedanken. Langsam ging Jane zurück. Dabei wandte sie noch einen Trick an.

Zuerst einmal weg von der Tür, Lady X in die andere Ecke locken und dann vielleicht… Ihre Gedanken wurden durch einen Angriff

unterbrochen.

Die Untote kam mit großer Wucht. Sie lag in der Luft, ein wirklich gekonnter und gewagter Sprung, ein Bein vorgestreckt, das andere leicht angezogen, wobei die Arme fast die gleiche Stellung einnahmen. Karate der Spitzenklasse.

Jane wollte weg. Sie schaffte es nur halb, weil sie mit den Armen dabei das Gleichgewicht steuern musste. Das gelang nicht wegen der gefesselten Hände.

Der Tritt traf sie dicht unter dem Hals, schleuderte sie zurück, und sie krachte gegen die Wand. Zuerst prallte der Rücken dagegen, dann der Hinterkopf.

Janes Gesicht verzerrte sich. Wie Pudding bewegte sich die Gesichtshaut, als sie durchgeschüttelt wurde, und die Vampirin heulte vor Freude auf. Sie war dicht vor Jane gelandet und trat diesmal nicht zu, sondern hämmerte mit der Handkante. Es war ein Vernichtungsschlag.

Jane wusste selbst nicht, wie sie aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich getaucht war, auf jeden Fall kam sie weg.

Sie spürte noch den Luftzug, so dicht wischte die Hand an ihrem Kopf vorbei, und dann wuchtete sie gegen die Betonwand.

Jane Collins wusste nicht, ob sich Lady X die Hand gebrochen hatte, es war ihr völlig egal.

Sie verpasste der Untoten noch einen Rundschlag, hatte danach Luft und spurtete zur Tür. Auf den Schmerz in ihrem Hinterkopf achtete sie nicht, die Flucht und ihr Leben waren wichtig.

Mit beiden Händen umfasste sie die Klinke, drückte sie nach unten und riss die Tür auf. Mit einem gewaltigen Sprung hatte Jane die Schwelle hinter sich gebracht und fand sich in einem langen Gang wieder.

Wohin? Rechts oder links? Jane entschied sich für links, denn am Ende des Ganges wurde es heller.

Sie rannte. Leider konnte sie mit den gefesselten Händen nicht so einen Spurt hinlegen, wie sie es gern getan hätte. Da waren immer die Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, das Jane nur schwerlich halten konnte. Einmal geriet sie aus dem Tritt und fiel gegen die Wand, rannte aber weiter.

Sie warf auch einen Blick über die Schulter. Lady X war ihr auf den Fersen. Das Lachen schallte durch den engen Gang.

»Ich kriege dich!« schrie sie. »Hier kannst du nicht fliehen!«

Jane schaute nicht mehr zurück, nur noch nach vorn. Der Lichtschimmer war deutlicher geworden, und die Detektivin sah mitten im Gang ein Gitter. Es hielt den Vergleich mit einer Tür durchaus stand, denn es lief auf einer Schiene und konnte über die Breite des Korridors eine Sperre errichten.

Jetzt war es offen. Und doch gab es eine Schwierigkeit. Hinter dem Gitter wurde der Gang nicht nur breiter, dort befand sich auch der Stuhl eines Wächters. Der war zwar augenblicklich leer, aber aus einem soeben haltenden Aufzug trat ein Mann im grauen Kittel. Auch Lady X hatte ihn gesehen.

»Halte sie fest!« brüllte die Vampirin.

Der Mann war überrascht, schaute nach links, nach rechts und bekam Janes Hieb schräg gegen das Kinn. Der Schlag war so gewaltig, dass er zu Boden gerissen wurde und sich dort überschlug.

Jane bückte sich. Der Kittel des Mannes war aufgeklappt. Die Detektivin hatte gesehen, dass der Kerl im Hosenbund eine Waffe trug. Die riss Jane an sich.

Geduckt fuhr sie herum, die Luger Pistole dabei in beiden Händen haltend. Dann feuerte sie. Schießen konnte Jane, und sie jagte drei Kugeln in den vor ihr liegenden Gang. Dabei streute sie etwas, denn sie wollte Lady X unbedingt erwischen.

Instinktiv hatte sich die ehemalige Terroristin zu Boden fallen lassen. Diese Reaktion war ihr eingeimpft worden. Sie hatte sie auch als Vampirin nicht verloren. Zwei Geschosse fehlten, das dritte riss eine lange Furche in das Fleisch am Hals.

So etwas machte Lady X nichts mehr. Sie sprang auf.

Jane aber sah den Fahrstuhl. Sie schoss hoch und riss mit ihren gefesselten Händen die Tür auf. Doch sie hatte die Schnelligkeit der Untoten unterschätzt. Mit einem Satz überwand sie eine Distanz von mehr als drei Metern.

Und Lady X hatte Glück, sie bekam Jane zu packen, bevor diese im Aufzug verschwinden konnte.

Beide Hände schlug die ehemalige Terroristin um Janes Handgelenk.

Es war das rechte, in dem sie die Luger hielt. Lady X wollte den Arm hoch kanten, so dass Jane die Waffe fallen lassen musste.

»So«, keuchte die Untote, »hab ich dich doch!«

Da trat Jane Collins zu. Ihr Fuß wuchtete gegen die Brust der Scott und schleuderte sie zurück. Die Hände der blutsaugenden Bestie rutschten ab, Lady X fiel zu Boden, und Jane Collins hatte freie Bahn.

Sie rammte die Tür des Aufzugs zu und hieb ihre Handballen auf den obersten Knopf. Als der Lift anfuhr, warf sich die Vampirin gegen die Tür. Sie wollte sie noch aufreißen, doch die Verkleidung hielt.

Jane schwebte nach oben. Gerettet? Vielleicht…

***

Bestimmt hatte Francis Drusian noch schießen wollen, doch der Ruf kam zu überraschend.

Für fünf Sekunden wurde die Zeit angehalten. Das reichte.

Während Drusian und ich zur Bewegungslosigkeit erstarrten,

handelte Suko. Die Distanz zwischen ihm und dem Klinikboß konnte er in dieser Zeit leicht überwinden. Drei Sprunge reichten.

Als Suko vor dem Mann stand, riss er ihm die MPi aus den Händen.

Er konnte noch eine Sekunde warten, dann war die Zeit um. Alles lief wieder normal ab.

Ich konnte mich bewegen und auch Drusian, der plötzlich den Mund aufriss, dabei schrie und sogar noch den Zeigefinger bewegte. Er hatte tatsächlich schießen wollen.

Nichts geschah. Dafür lachte Suko leise. Der Chinese stand neben Drusian, und der Klinikchef erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. Er drehte den Kopf, sah Suko und auch die Maschinenpistole.

»Nein!« keuchte er und wich zurück, bis er gegen den Schreibtisch stieß.

»Doch«, erwiderte der Chinese lächelnd. »Ich habe Ihre Waffe, mein Lieber.«

Drusian schüttelte den Kopf.

»Aber das ist doch das ist einfach unmöglich…«

»Wieso?« Suko lächelte und hob die Mündung ein wenig an.

»Ich habe Ihre Waffe, und das muss für Sie reichen. So, und jetzt will ich wissen, wo Sie die Frauen versteckt halten.«

»Welche…?«

»Reden Sie nicht drum herum!« zischte Suko.

Plötzlich spürte der Klinikchef den Druck der Mündung auf seiner Brust. Er bog seinen Oberkörper zurück und fiel über den Schreibtisch. Angst stahl sich in seine Augen. Nichts war mehr von seiner ursprünglichen Sicherheit zu spüren. Der Mann war im Grunde seines Wesens feige.

»Wo?«

»Unten!« flüsterte Drusian rau. »Unten im Keller sind die Labors.«

»Und die anderen Gäste?«

»Es sind keine da. Wir haben geschlossen. Für einen Monat, offiziell. Das hätten wir auch denjenigen gesagt, die sich gemeldet hatten, weil ja Werbung gemacht wurde. Ich wollte Zeit für meine Versuche haben, wissen Sie.«

»Dann befinden sich also keine Unschuldigen hier?« Diese Frage stellte ich. Ich hatte mich inzwischen wieder zu meinem Partner gesellt und schaute auf den immer noch in unbequemer Haltung liegenden Drusian hinab.

»Nur die Gefangenen.«

»Und Jane Collins?«

»Ist in einem Extraraum, auch im Keller.«

»Welche Sicherungen?«

»Keine.«

Ich wusste nicht, ob ich ihm glauben konnte, hatte allerdings auch

keine Zeit, dies nachzuprüfen. Wir mussten uns schon auf ihn verlassen. Suko und ich tauschten einen kurzen Blick. Unser gegenseitiges Einverständnis gaben wir durch ein kurzes Kopfnicken bekannt. Der Chinese wusste genau, was er zu tun hatte. Er schlug zu. Es war ein Hieb mit dem Lauf der Maschinenpistole. Und er traf Drusian seitlich an der Stirn, wo er eine dicke Schramme hinterließ, als der Lauf über die Haut strich.

Der Klinikchef zuckte zusammen. Es sah aus, als wollte er uns entgegenspringen, dann aber wurde er blass, verdrehte die Augen, sackte auf dem Schreibtisch zusammen und fiel zu Boden.

Verkrümmt blieb er liegen. »Das war's«, sagte der Chinese und schlug mir auf die Schulter. »Auf geht's…«

***

Wieder einmal hing die unvermeidliche Schwarze zwischen den Lippen des Agenten. Paul Meurisse hockte hinter dem Lenkrad, hatte die Scheibe zur Hälfte herunterfahren lassen und qualmte. Den scharfen Rauch blies er durch die Mundwinkel aus, einmal nach rechts, einmal nach links. So paffte er sich richtig ein. Allerdings vergaß er nicht seine Aufgabe. So schläfrig Meurisse auch wirkte, er tarnte sich nur.

Tatsächlich aber war er hellwach und passte genau auf. Er hatte auch registriert, dass Gil seiner Meinung nach schon viel zu lange weg war. Sie hatten abgesprochen, dass er sich meldete, wenn er etwas Ungewöhnliches entdeckte. Das war bisher nicht geschehen.

Meurisse war nicht besorgt, sondern nur ein wenig beunruhigt. Zum Glück konnte er sich auf Gil verlassen. Den hatte noch niemand geschafft. Wenn er daran dachte, was Gil alles hinter sich hatte, das war wirklich sagenhaft. Es gab nur sehr wenige Männer, die so etwas aushielten.

Meurisse lüftete noch einmal durch und schaute in die Runde. Dunkelheit umgab ihn. Hinzu kam die Stille, die schon irgendwie bedrückend wirkte. Wenn er sehr genau hinsah, dann glaubte er, hinter den Bäumen im Park einen hellen Schimmer zu erkennen.

Das Licht brannte also noch in der Klinik, und Meurisse dachte wieder an seinen Leibwächter. Ob Gil vielleicht in den Bau eingedrungen war?

Den Auftrag dazu hatte er nun nicht gehabt. Er sollte sich nur auf dem Gelände umschauen, mehr nicht.

Meurisse ließ das Fenster offen. Wenn Gil auf Gegner getroffen war, dann hörte er vielleicht die Kampfgeräusche, aber verräterische Laute erreichten sein Ohr nicht. Seltsam war das schon.

Er hockte im Wagen und beobachtete eine Schönheitsfarm, wie es sie mehr als einmal in Frankreich gab. Man hatte darüber gelächelt, und

Frauen, die das nötige Kleingeld besaßen, besuchten sie öfter. Sie nahmen diese Farmen sehr ernst, doch dass hinter den Mauern solcher Kliniken Verbrechen stattfanden, davon hatte Meurisse noch nichts gehört.

Möglich war alles. Plötzlich zuckte er zusammen. Der Agent glaubte, zwischen zwei Bäumen eine Bewegung wahrgenommen zu haben.

Ein Schatten, der jetzt nicht mehr zu sehen war. Kehrte Gil zurück?

Meurisse blickte weiterhin angestrengt in die Richtung, konnte nichts sehen und schimpfte über die Dunkelheit.

Die nächste Laterne lag irgendwo im Park versteckt, eine Lichtinsel, deren Helligkeit längst verschluckt wurde. Meurisse, einmal misstrauisch geworden, wollte es genau wissen. Ihn hielt nichts mehr im Fahrzeug.

Er nahm die Taschenlampe und öffnete den Wagenschlag. Vorsichtig stieg er aus. Die Lampe hielt er in der linken Hand, in der rechten seine Dienstpistole, die er aus dem Holster gezogen hatte. Er wollte sich zumindest wehren können.

Der Agent knipste die Lampe an. Ein lichtstarker, ziemlich breiter Finger durchschnitt die Dunkelheit.

Als Meurisse die Lampe schwenkte, tanzte der Strahl über den Rasen, berührte einige Baumstämme und ließ das bunte Laub an den Zweigen hell schimmern.

Von einer Gestalt sah er nichts. Hatte er sich doch getäuscht? Das wiederum wollte Paul Meurisse nicht glauben.

Bisher hatte er sich auf seine Augen verlassen können, und er war sicher, die Bewegung gesehen zu haben. Er ging ein paar Schritte nach vorn und blieb dort stehen, wo die Parktasche zu Ende war. Abermals schwenkte er den Arm mit der Lampe.

Geisterhaft huschte der helle Finger über Büsche und Bäume. Meurisse sah zwischen Zweigen hängende Spinnweben silbrig blitzen, aber was er entdecken wollte, das sah er nicht. Wo steckte Gil? Wenn er sich wirklich im Park aufhielt, dann musste er den Lichtschein gesehen haben und jetzt zurückkommen.

Da dies nicht geschah, machte sich Paul Meurisse echte Sorgen. Er hatte auf einmal das Gefühl, dass irgendetwas mit Gil geschehen war. Sie mussten ihn erwischt haben, und er war irgendwie ausgeschaltet worden.

Eine andere Lösung gab es für Meurisse nicht. Während er noch nachdachte, geschah es.

Plötzlich sah er den Fremden. Selbst der abgebrühte Meurisse erschrak, als er die Gestalt des Unheimlichen sah. Voll wurde sie vom gefächerten Lichtstrahl der Lampe getroffen.

Das war ein Monster! Einen Körper sah Meurisse und auch einen Arm, und in der Hand hielt der Unheimliche ein Schwert, auf dessen

Klinge sich das Licht der Lampe brach.
Tief atmete Meurisse ein. Er wollte seinen Augen nicht trauen, denn so einen Menschen hatte er noch nie gesehen.
Nur war es überhaupt ein Mensch? Hatten Sinclair und dieser Chinese nicht von dämonischen Wesen gesprochen, die sich auf der Farm eingenistet hatten?
Das war es. Er hatte keinen Menschen vor sich, sondern irgendeine Mutation, eine Gestalt der Hölle, besessen vom Trieb, die Menschen erbarmungslos zu töten.
Und Gil war dieser Bestie wahrscheinlich zum Opfer gefallen. Deshalb hatte er nichts mehr von sich hören lassen.
Paul Meurisse wurde nun alles klar. Er fühlte, wie er innerlich vereiste, und er sah, wie sich die Gestalt in Bewegung setzte, wobei sie sich ihn als Ziel ausgesucht hatte.
Meurisse zögerte nicht länger. Dass er nicht angst schreiend davonlief, zeugte davon, wie abgebrüht und kalt er tatsächlich war.
Ihn machte man nicht so leicht fertig, und er behielt die Gestalt im Kegel seiner Lampe. Der Lichtschein traf voll die Brust des Unheimlichen, die für Meurisse gleichzeitig Zielfläche war.
Er feuerte. Hell peitschten die Schüsse durch die Nacht. Genau sah Meurisse, dass er sein Ziel getroffen hatte. Die Geschosse klatschten in die breite Brust des Monsters, und eigentlich musste er fallen.
Doch das geschah nicht. Tokata, der Samurai des Satans, blieb auf den Beinen. Er schluckte die normalen Geschosse.
Zwei Sekunden brauchte Meurisse, um dies zu begreifen. Außerdem begriff er auch, dass er gegen diesen Gegner auf verlorenem Posten stand.
Der war einfach zu mächtig. Meurisse tat das einzig Richtige. Er warf sich herum, um mit seinem Wagen zu fliehen.
Kaum hatte er kehrtgemacht, da sah er den anderen. Während sich Meurisse auf Tokata konzentriert hatte, war Vampiro-del-mar lautlos angeschlichen.
Er machte auf Meurisse einen ebenso schaurigen Eindruck wie der Samurai des Satans, und er näherte sich dem Wagen nicht von der Seite her, sondern von hinten. Nur noch wenige Schritte, dann konnte er das Heck des Citroën mit beiden Händen anfassen.
Wieder schoss Meurisse. Die Kugeln pfiffen über das Wagendach und trafen die breite Brust des Supervampirs. Paul Meurisse hörte sogar die Einschläge, und er vernahm auch das fast unwirsch klingende Schnauben des Monsters.
Wieder wurde ihm klar, dass er trotz seiner Waffe hilflos war.
Mit einem Sprung setzte er über die Motorhaube, schaffte es allerdings nicht ganz und knallte auf der anderen Seite gegen den Kotflügel des Wagens. Es gab einen dumpfen Schlag. Meurisse spürte

einen Stich an der Hüfte, rutschte über den Kotflügel hinweg und fiel zu Boden.

Sofort war er wieder auf den Beinen.

Die Fahrertür hatte er nicht abgeschlossen. Das erwies sich als Vorteil. Bevor eines der beiden Monster ihn erreicht hatte, riss Meurisse die Tür auf und hechtete in das Innere des Citroën.

Der Schlüssel steckte. Meurisse drehte ihn herum, und der Motor sprang zum Glück sofort an. Dann riss er die Tür zu.

Vampiro-del-mar hatte bereits die Hände ausgestreckt, um die Tür noch festzuhalten, doch sie rutschte ihm aus den Klauen. Meurisse war zu schnell gewesen. Erster Gang. Er fuhr an. Da erschien der Schatten vor der langen Kühlerschnauze des Citroën.

Tokata war da. Die beiden Scheinwerfer leuchteten ihn und sein Schwert an, das mit ungeheurer Wucht nach unten sauste und in das Blech der Kühlerschnauze hieb. Meurisse vernahm das reißende, kreischende Geräusch, als das Metall zerstört wurde, und er sah, wie der rechte Arm des Unheimlichen wieder in die Höhe schwang, weil er zu einem neuen Schlag ausholte.

Da gab Meurisse Gas. Er setzte alles auf eine Karte. Der schwere Wagen wuchtete auf Tokata zu, der nicht mehr dazu kam, mit einem zweiten Schlag die Motorhaube völlig zu zertrümmern, denn die geballte Stoßkraft des Fahrzeugs riss ihn von den Beinen.

Tokata krachte zu Boden. Meurisse grinste schief. Das Hindernis war aus dem Weg geräumt. Seine Hände umkrampften das Lenkrad, die Augen blickten starr nach vorn, aber er hatte Vampiro-del-mar vergessen, und der gab nicht auf.

Meurisse merkte noch, wie die Räder über das am Boden liegende Monster hinwegrollten, dann zerplatzte plötzlich die Heckscheibe des Wagens.

Vampiro-del-mar hatte zugeschlagen. Der Fahrer hörte das Geräusch und trat vor Schreck auf die Bremse. Bisher hatte Meurisse seine Nerven und Bewegungen noch einigermaßen unter Kontrolle gehabt doch jetzt war es aus.

Er riskierte einen Blick über die Schulter und sah hinter der zum Teil zerstörten Heckscheibe das schreckliche Gesicht des Supervampirs.

Die Heizstäbe der Scheibe hingen wie die losen Saiten einer Gitarre in alle Richtungen. Vampiro-del-mar hatte sie zerstört.

Mit seinen Händen klammerte er sich am Scheibenrahmen fest, während der größte Teil seines Oberkörpers auf dem Heck lag und die Beine über den Boden schleiften.

Meurisse gab Gas. Auch ihn hatte die Panik erfasst. Er wollte nur weg, das war alles, nur nicht hierbleiben, denn diese Monster würden ihn gnadenlos umbringen.

Die Reifen des Citroën drehten sich auf der Stelle, dann bekam der

Wagen Schub und raste davon.

Meurisse zitterte und bebte. Er hoffte inständig, dass er es schaffen würde, und er griff trotz seiner Panik zu einem Trick.

Wenn er dieses Monster loswerden wollte, dann musste er versuchen, Schlangenlinien zu fahren. Das tat er auch.

Meurisse riss das Steuer einmal nach rechts, dann wieder nach links. So jagte er über den Weg, vertraute auf die Fliehkraft und hoffte, dass sie den Unheimlichen von seinem Platz reißen würde.

Noch nie in seinem Leben hatte Meurisse diese Angst verspürt. Bisher hatte er immer gegen Menschen gekämpft, die wie er aus Fleisch und Blut bestanden, aber diese beiden, das waren Monster, Dämonen, Höllengeschöpfe.

Wie recht dieser Sinclair doch gehabt hatte. Und er, Meurisse, hatte es nicht glauben wollen.

Wieder ein Schwenk nach rechts. Der Wagen schleuderte. An beiden Seiten der Straße wuchsen alte Bäume. Meurisse sah übergroß einen Stamm auf sich zurasen, und mit einer wilden Bewegung riss er das Lenkrad nach links herum.

Selbst das Motorengeräusch und der Fahrtwind konnten das Klatschen nicht übertönen, das entstand, als Vampiro-del-mar mit dem Baumstamm kollidierte. Die Fliehkraft hatte ihn halb hochgehoben und dann gegen den Baum geschleudert. Er ließ los.

Ein Mensch wäre gestorben, nicht der Supervampir. Er wuchtete zwar voll gegen den Stamm und krachte auch zu Boden, aber er stand sofort wieder auf den Beinen.

Der Citroën rauschte davon. Paul Meurisse hatte noch einmal Gas gegeben. Mit einer Geschwindigkeit von nahezu 100 Stundenkilometern jagte er über die Straße, die aus Clichy hinausführte und einen großen Bogen schlug.

Erst als Meurisse in die Kurve hinfuhr, warf er einen Blick in den Innenspiegel. Das Monster war verschwunden!

Paul Meurisse schluchzte fast vor Erleichterung. Er hatte diesen Gegner abgeschüttelt.

Der Agent bremste. Dicht neben dem Straßengraben brachte er sein Fahrzeug zum Halten. Erschöpft und ausgelaugt blieb er sekundenlang hinter dem Lenkrad sitzen.

Automatisch griff er nach den Schwarzen. Als er die Schachtel in der Hand hielt, zitterten seine Finger so sehr, dass die Zigaretten zu Boden fielen. Er ließ sie liegen.

Dann stieg er aus. Um nicht hinzufallen, musste er sich am Wagendach festhalten. Der Schock hatte ihn hart getroffen.

Meurisse konnte sich nicht leisten, hier auf der Straße stehenzubleiben. Er musste etwas unternehmen. Sein Blick fiel auf die Motorhaube. Das Schwert hatte sie tatsächlich zerstört. Auf der

Längsseite zeigte sich ein gewaltiger Riss, der fast an der Frontscheibe begann und erst dort aufhörte, wo die Motorhaube abflachte.

Mittlerweile hatte er den Schock überwunden. Er nahm hinter dem Lenkrad Platz und zündete sich jetzt doch eine Schwarze an. Dann nahm er den Hörer des Telefons, rief in der Zentrale an. Paul Meurisse hatte die Gefahr erkannt, und für ihn gab es nur eine Reaktion darauf. Großalarm!

***

Jane Collins taumelte gegen die Innenwand des Lifts. Die Detektivin konnte sich nur schwer auf den Beinen halten und wollte noch nicht begreifen, dass sie es überstanden hatte.

Sie war dieser verdammten Blutsaugerin tatsächlich entkommen. Ein kleines Wunder!

Jane Collins hatte sich die nächsten Schritte bereits überlegt. Sie musste vor allen Dingen Hilfe holen. Wo sich John Sinclair befand, das wusste sie nicht. Wenn er nicht eingreifen konnte, dann musste es die Polizei versuchen. Eile war geboten.

Schließlich hatte Jane Collins selbst gehört, was diese Verbrecher mit den gekidnappten Personen alles vorhatten.

Der Lift hielt. Langsam schob sich die Tür zur Seite, und Jane fragte sich, was sie wohl jetzt erwarten würde. Ihr Blick fiel in die große Eingangshalle. Sie war pompös eingerichtet, und wer durch die normale Tür die Klinik betrat, würde wohl nie auf den Gedanken kommen, es hier mit einem Verbrechernest zu tun zu haben. Es herrschte eine nahezu gespenstische Ruhe in der großen Eingangshalle. War sie auch menschenleer? Nein, Jane Collins sah eine blonde Frau, die nervös auf und abschritt. Die trug Schuhe mit hohen Absätzen, die bei jedem Schritt hart klackten. Jane Collins hatte im Lauf der Jahre einen gewissen Instinkt entwickelt, und dieser Instinkt sagte ihr, dass die Frau dort nicht zu ihren Freunden zählte. Die Detektivin stufte sie als Gegnerin ein. Und an dieser Blonden musste sie vorbei, wenn sie die Eingangshalle verlassen wollte.

Das war nicht einfach. Jane war waffenlos und gefesselt. Wenn die andere eine Pistole oder einen Revolver hatte, musste sich die Detektivin etwas einfallen lassen.

Sie ließ die Frau nicht aus den Augen. Die Blonde trug einen weißen Kittel, der offenstand. Sie schien nervös zu sein, denn sie ging vor ihrer Empfangsloge unruhig auf und ab. Plötzlich blieb sie stehen.

Sie hatte Jane Collins entdeckt. Vielleicht zehn Schritte trennten die beiden Frauen, und Jane war neben einem der niedrigen Tische stehengeblieben, die von Sesseln umrandet wurden. Ihre Blicke fraßen sich ineinander, die Frauen fixierten sich, und es sah nicht so aus, als wären sie Freundinnen.

Die Blonde atmete tief ein, wobei sich ihr Busen hob. Dann schlenderte sie näher. Sogar ein Lächeln schaffte sie, aber Jane Collins ließ sich davon nicht täuschen.

»Wo kommen Sie her?« fragte die Blonde.

»Aus dem Lift.«

Das Gesicht der Frau verschloss sich.

»Und was wollen Sie hier?«

»Die Klinik verlassen!«

»Nein!« Scharf stieß die Frau dieses eine Wort aus. Und es sagte Jane Collins genug. Die Blonde dachte gar nicht daran, sie aus der Klinik zu lassen. Sie hatte sicherlich ihre Befehle, die sie unter allen Umständen ausführen würde.

»Das ist Ihr letztes Wort?« fragte Jane.

»Natürlich.«

»Ich werde trotzdem gehen.«

»Versuchen Sie es!«

Nach dieser Antwort wusste Jane Collins, dass es wirklich keine friedliche Lösung gab. Sie musste die andere erst überwältigen, wenn sie vorbei wollte.

Jane machte einen gleitenden Schritt nach rechts und gelangte so hinter einen der Sessel.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich Sie nicht hier rauslasse!« zischte die Aufpasserin und bewegte sich nach links, so dass sie wieder vor der Detektivin stand.

Das hatte Jane gewollt. Sie gab dem Sessel einen Tritt, wuchtete ihn vor, und das Sitzmöbel flog auf die Frau zu. Damit hatte sie nicht gerechnet, sie wurde getroffen, und für einen Moment schien es, als würde sie fallen.

Buchstäblich im letzten Augenblick schaffte sie es, sich auf den Beinen zu halten. Sie kreischte dabei und musste mit ansehen, wie Jane an ihr vorbeihuschte.

»Du Biest!« schrie sie.

Die Frau gab nicht auf. Jane warf einen raschen Blick über ihre Schulter und sah die Blonde dicht hinter sich.

Da griff Jane zu einem Trick. Urplötzlich blieb sie stehen, bückte sich, die Blonde konnte nicht mehr stoppen und lief auf. Der eigene Schwung wurde durch den gekrümmten Rücken noch verlängert. Die Blonde vollführte einen halben Salto und kippte über Janes Schulter. Sie prallte auf den Steinboden und rutschte noch weiter vor.

Jane dachte im ersten Augenblick daran, die Frau ins Reich der Träume zu schicken, das jedoch hätte sie nur aufgehalten. Sie wollte so rasch wie möglich die Polizei alarmieren. Ein Telefon gab es sicherlich in der kleinen Glas-Loge, und Jane Collins hetzte darauf zu. Die Tür war verschlossen.

Als Jane sie aufreißen wollte, knallte sie gegen das Glas. In ihrem Rücken hörte sie das Lachen der Blonden. Die war inzwischen aufgestanden, stützte sich auf der Rückenlehne eines Sessels ab und grinste breit.

»Den Schlüssel habe ich.«

»Dann geben Sie ihn her!«

»Nein!«

Mit Worten war bei dieser Person nichts zu erreichen. Jane musste abermals zu härteren Mitteln greifen. Sie rannte auf die Blonde zu, die ihre Augen erschreckt aufriss. Damit hatte sie nicht gerechnet und auch nicht mit dem Schlag der zusammengelegten Hände, der sie zwischen Schulter und Ohr traf. Ein Blitz schien durch den Körper der Frau zu zucken, dann sackte sie in die Knie und brach zusammen.

Jane atmete auf. Dieses Hindernis wäre geschafft. Sie bückte sich und griff beidhändig in die Kitteltasche, die durch ein Gewicht ein wenig ausgebeult war.

Jane fand den Schlüssel. Es hingen jedoch mehrere am Bund, und drei davon sahen so aus, als ob sie in das Schloss der Glas-Loge passen konnten. Jane probierte sie durch. Beim zweiten Schlüssel hatte sie Glück. Er fuhr glatt und sicher in das Schloss, und Jane konnte ihn drehen. Die Tür schwang nach innen.

Sofort sah die Detektivin das Telefon und auch die übrige Anlage mit ihren Knöpfen und Schaltern. Das Telefon stand darauf. Jane brauchte nur den Hörer abzuheben.

Von der Portierloge aus hatte die Detektivin auch einen Blick in den Park. Den ermöglichten ihr die großen Glasscheiben. Eigentlich unbewußt schaute sie hinaus und sah in der Dunkelheit eine schattenhafte Bewegung dicht vor dem Fenster. Da war jemand! Jane Collins zuckte zusammen, denn plötzlich wurde der Schatten deutlicher. Ein Gesicht erschien. Schrecklich entstellt, zerrissen, mit Geschwüren und Narben. Blutverschmiert das Maul. Zähne, die wie Stahlstifte leuchteten.

Es gab nur einen, der so aussah. Vampiro-del-mar!

***

Die beiden Männer im grauen Kittel grinsten teuflisch. Sie waren in den Plan eingeweiht worden, und es machte ihnen Spaß, den wehrlosen Frauen die Pillen zu verabreichen. Eine Frau hatte sie bisher geschluckt. Bevor die anderen an die Reihe kamen, sollten die Männer auf Befehl des Chefs erst die Wirkung abwarten. Sie wollten sehen, was sich tat.

Drusian hielt sich in einem anderen Raum auf, wo das Wiedergabegerät stand, das die Szenen, die sich hier im Keller abspielten, zeigte.

Sheila und Shao saßen als letzte in der Reihe. Es würde etwas dauern, bis sie dran waren. Sheila bildete das Ende. Sie hatte wie Shao versucht, die Fesseln zu lockern. Da war nichts zu machen. Die Männer verstanden ihr Handwerk.

Mit den dünnen Seilen waren die Frauen an die Stühle gebunden, und diese wiederum waren fest im Boden verankert, so dass sie nicht stürzen konnten. Eine teuflische Methode.

Es herrschte eine ziemliche Ruhe in dem Raum. Die Angst drückte zu sehr auf die Stimmung. Aber diese Ruhe wurde plötzlich durch einen Schrei unterbrochen. Die ältere Frau hatte ihn ausgestoßen, der man zuerst die Vampirpille gegeben hatte. Sie bäumte sich in ihren Fesseln auf. Der Mund stand offen. Rötlicher Schaum sprühte von den Lippen, und ihre Schreie hallten durch den Keller. Sie waren grauenerregend, hatten kaum etwas Menschliches an sich und erinnerten an das wilde Kreischen von fliehenden Affen.

»Ja, es klappt!« lachte einer der Kerle.

»Sie wird zum Vampir. Wir haben gewonnen!«

Er schaute seinen Partner an, der fasziniert auf die Frau blickte, deren Schreien verstummt war und die jetzt in ihren Fesseln zuckte. Der Mann, der ihr die Pillen zu schlucken gegeben hatte, ging vor. Er legte zwei Finger unter ihr Kinn und hob es an. Da erwachte die Gefesselte aus ihrer Erstarrung. Sie fauchte den Mann an und spie ihm gleichzeitig ins Gesicht.

»Verdammtes Weib!«

Der Kerl schlug ihr klatschend ins Gesicht, doch die Besessene lachte nur. Ja, sie war besessen, aber sie war nicht zu einem Vampir geworden, wie die Männer erhofft hatten. Ihr fehlte das wichtigste Merkmal: die beiden Zähne.

»Es hat nicht geklappt!« zischte der Mann, der die kleine Flasche in der Hand hielt. »Verdammt, es hat nicht geklappt.«

»Versuchen wir es bei einer Jüngeren«, schlug sein Kumpan vor.

Der Kopf des anderen ruckte herum. Ein Lächeln zog seine Lippen in die Breite.

»Ja«, flüsterte er, »der Vorschlag ist gut. Der ist sogar ausgezeichnet.« Er lachte. »Wir werden die Kleine mit den schönen blonden Haaren nehmen.« Damit war Sheila gemeint.

Sie wusste es auch, und sie verkrampfte sich auf ihrem fest angeschraubten Stuhl. Shao warf ihr einen schnellen Blick zu.

»Nimm die Pille nicht, Sheila!« zischte sie. »Bitte…«

»Halt dein Maul!« fuhr der Kerl mit der Flasche sie an. »Sonst bekommst du sie zuerst!«

Die beiden Männer waren vor Sheila und Shao stehengeblieben. Tückisch glänzten ihre Augen. Kein Erbarmen strahlte aus den Pupillen, sie wollten und würden ihren Auftrag ausführen. Die Flasche

wurde gekippt. Gleich zwei rote Pillen rollten aus der öffnung. Der Mann runzelte die Stirn.

»Ausgezeichnet«, lobte er sich selbst. »Da können wir ihr ja direkt zwei unserer Zuckerpillchen verpassen.«

Er streckte den Arm aus.

»Mach dein Maul auf, Süße!« fuhr er Sheila an. Die schüttelte den Kopf. Da holte der zweite Kerl aus.

Man hatte den Frauen nur den Oberkörper gefesselt, nicht die Beine. Diese Chance nutzte Shao. Beide Beine hob sie hoch, winkelte sie an und stieß sie vor. Dies geschah so schnell, dass der Mann mit der Flasche von dem Tritt voll getroffen wurde, zurückwankte und vor lauter Schreck die Flasche losließ. Sie bestand aus Glas, fiel zu Boden und zersprang. Die Pillen rollten wie Erbsen über die Fliesen, und die erst so starren und auch ungläubigen Gesichter der beiden Helfer verzerrten sich zu Grimassen der Wut.

»Das habt ihr nicht umsonst getan!« brüllte der attackierte Typ. »Das nicht. Bisher waren wir nett zu euch, aber das wird sich ändern.«

Er griff in die Tasche und holte etwas hervor, das den beiden Frauen das kalte Entsetzen durch den Körper trieb. Es war ein Schlagring. Gelassen streifte ihn sich der Mann über die Hand.

»So«, sagte er und holte aus, während die übrigen Frauen vor Angst stumm waren und nur die ältere vor sich hin lallte.

In diesem Moment flog die Tür auf. So wuchtig, dass sie bis gegen die Wand knallte, zurück schwang und von einem Fuß gestoppt wurde. Der Fuß gehörte John Sinclair!

***

Ich übersah mit einem Blick die Situation. Auch die Männer in den grauen Kitteln reagierten. Sie wirbelten herum und schauten uns an wie Geister.

»John, Suko!« schrien die beiden Frauen. Da waren wir schon unterwegs. Ich hatte vor dem Chinesen gestanden und war deshalb schneller.

Der Typ mit dem Schlagring lief mir entgegen. Der kam mir gerade richtig. Als er zuhämmerte und mir das Gesicht zerschlagen wollte, tauchte ich weg und rammte ihn mit der Schulter. Er verfehlte mich und wurde von meinem Stoß zu Boden befördert. Er fiel auf sein Hinterteil, schwang sich aber sofort wieder hoch.

Ich trat zu. Wirklich, ich tat es nicht gern, aber er hätte mich mit einem Schlag töten können, und hier ging es um Tod oder Leben. Den Tritt musste er voll nehmen. Sein Kopf zitterte plötzlich, dann fiel er nach hinten und blieb bewusstlos liegen.

Blieb noch der zweite. Der fingerte in seiner Tasche herum und wollte eine Waffe ziehen. Plötzlich huschte ein Schatten an mir vorbei.

Suko war es. Er hatte sich den zweiten Mann ausgesucht. Für ihn brauchte er keine Waffen, obwohl man Sukos Fäuste auch als solche bezeichnen konnte.

Als die Gestalt des Chinesen immer mehr anwuchs, nahm das Gesicht des Mannes einen erschreckten Ausdruck an. Und dann kassierte er den Hieb. Es war ein Treffer, der ihn fast aus den Schuhen hob. Dass er sich in der Luft nicht überschlug, war alles.

Dabei drehte er sich noch und knallte voll gegen den Labortisch, wo er mit einer fahrigen Armbewegung einige Tiegel und Gläser herunterholte, die am Boden splitternd zerbrachen.

Suko drehte sich nicht mehr nach ihm um. Er kannte die Wirkung seiner Schläge. Wichtig war für ihn nur Shao. Das Messer hielt er in der Hand. Als Suko die Stricke durchtrennte, schimmerten in Shaos Augen Tränen. Ich befreite Sheila. Auch sie zitterte und stellte eine erste Frage:

»Wo ist Jane?«

»Wir müssen sie noch suchen. Als wir sie auf dem Bildschirm sahen, war sie mit Lady X zusammen. Irgendwo hier im Keller.«

»Mein Gott!«

Ich ließ mich nicht mehr aufhalten, sondern durchtrennte auch die Fesseln der anderen Frauen. Die Menschen waren fertig, erschöpft, mit ihren Nerven so ziemlich am Ende. Sie konnten es kaum fassen, dass sie frei waren, und sie sanken auf ihren Stühlen zusammen. Einige schafften es nicht mehr, sich zu halten. Sie fielen nach vorn und blieben auf den kalten Bodenfliesen liegen.

Sheila und Shao hatten die Gefangenschaft am besten durchstanden. Sie halfen uns, die Frauen wieder aufzurichten.

Denn wir mussten hier raus. Wir waren zwar vorläufig gerettet, aber noch befanden wir uns nicht in Sicherheit. Schließlich bewegten wir uns auf feindlichem Gebiet, wenn ich das mal so sagen darf.

»Alles klar?«

Ich warf Suko einen Blick zu.

Der Chinese nickte.

»Und Jane?« fragte Shao.

»Die suche ich jetzt!«

»Allein?«

»Ja. Suko wird euch nach draußen bringen. Ich versuche auch, mit Meurisse Kontakt aufzunehmen. Jetzt brauchen wir seine Einsatzreserve.«

»Geht klar, John. Viel Glück.«

»Danke.«

An der Tür trennten wir uns.

***

Lady X tobte! Ein sicher geglaubtes Opfer war ihr im letzten Moment entwischt. Das hatte sie schon als Mensch nicht vertragen können und erst recht nicht als Vampir. Und dabei wurde sie das untrügliche Gefühl nicht los, dass sich die Lage weiter zu ihren Ungunsten veränderte.

Sie musste unbedingt mit Drusian reden, denn er hielt die Fäden in der Hand. Es gab mehrere Lifts im Keller. Sie fuhr mit einem anderen hoch als Jane Collins, und sie hatte dabei das unwahrscheinliche Glück, dass sie Suko und mich verfehlte, denn als wir in den Keller fuhren, gondelte Lady X nach oben. So wusste die eine nichts von den anderen, und das Schicksal nahm einen völlig anderen Lauf.

Selten hatte die Scott so rasch einen Fahrstuhl verlassen. Sie hetzte durch den Gang und rammte die Tür zu Francis Drusians Büro auf. Keinen Schritt tat sie über die Schwelle. Wie angewachsen blieb sie stehen und schaute auf das, was sich ihren Augen bot.

Drusian lag am Boden. Er war nicht tot, aber bewegen konnte er sich auch nicht, denn ein Schlag hatte ihm die Besinnung geraubt. Mit wenigen Schritten war Lady X bei ihm, und sie wusste auch sofort, wem sie das zu verdanken hatte, dass Drusian hier lag.

»Sinclair!« knirschte sie.

Hastig schaute sie sich um. Die Felle schwammen ihr langsam davon. Sie musste zusehen, dass sie Tokata und Vampiro-del-mar unter Kontrolle bekam, und verhindern, dass das Werk des Francis Drusian in fremde Hände geriet.

Lady X wusste wo er seine Forschungsunterlagen aufbewahrte. In einem versteckten Safe, der ziemlich leicht zu öffnen war.

Drusian war ein Pedant. Lady X fand die Formeln und Berechnungen in einer grünen Mappe, die sie zusammenknickte und unter ihre Lederkleidung steckte.

Dann sah sie die beiden Flaschen in dem Tresor. Sie enthielten Nitroglyzerin. Ein teuflisches Lächeln umspielte die Lippen der Vampirin. Wenn sie hier schon das Feld räumen musste, dann so, dass nichts mehr übrigblieb.

Sie nahm eine Flasche behutsam hervor und hob auch die Maschinenpistole auf, die neben Drusian lag. An ihn selbst verschwendete sie keinen Gedanken. Er hatte versagt, damit war für Lady X die Sache erledigt. Sie schlich zur Tür. Die MPi hatte sie sich unter den linken Arm geklemmt, den rechten Arm hielt sie ausgestreckt, die Finger umklammerten die Glasflasche.

Dann stand sie an der Tür. Ein letzter Blick, und im nächsten Augenblick schleuderte sie die Flasche. Sie schlug einen Bogen, prallte zu Boden, aber da hatte die Untote bereits die Tür zugezogen.

Die Explosion fegte durch den Gang. Der Donner hallte. Splittern, Krachen es war das reine Chaos.

Lady X rannte und hatte Glück, denn die Tür wurde aus dem Rahmen gefegt, und eine Feuersäule loderte aus dem Raum. Im selben Augenblick hielt dem Feuer gegenüber ein Lift.
Ein Mann erschien. John Sinclair!

***

»Nein!«
Auch Jane Collins konnte nicht mehr. Der Anblick schüttelte sie durch, und der Telefonhörer rutschte ihr aus den gefesselten Händen. Sie war nicht mehr dazu gekommen, die Polizei anzurufen, der Anblick des Supervampirs hatte sie geschockt.
Und hinter Vampiro-del-mar tauchte ein zweites Monster auf. Gefährlich, gewaltig und von unmenschlicher Brutalität, wie es nur Tokata, der Samurai des Satans, war.
Er schlug sofort mit seinem Schwert zu. Der in der Hölle geschmiedeten Klinge hatte das Glas nichts entgegenzusetzen. Es wurde wie fester Zuckerguss auseinandergehauen.
Jane hörte das Klirren und sah auch die riesigen Splitter, die in den Raum und damit in die Loge fielen wie ein gefährlicher gläserner Hagel, der sie überschütten wollte. Jane Collins wich zurück. In der Loge konnte sie nicht länger bleiben.
Die beiden Monster würden eindringen und sie fertigmachen. Erbarmungslos töten.
Jane erreichte die Tür mit nur zwei kleinen Schritten. Sie riss sie auf, als Tokata und Vampiro-del-mar zum zweiten Mal zuschlugen. So verschafften sie sich den Weg zu ihren Opfern.
Jane hetzte in die Halle. Tokata befand sich jetzt an der Tür, so nahe, dass er mitten im Licht stand. Es ließ seine Konturen jedoch nicht weich oder fließend erscheinen, das Gegenteil war der Fall. Das auf ihn fallende Licht hob seine gesamte Scheußlichkeit hervor, die den Samurai des Satans auszeichnete. Jane sah hinter der Maske etwas Helles schimmern.
Gebeine, deren scharfe Kanten und Splitter die pergamentartige Haut aufgerissen und zerstört hatten.
Diesmal war die Tür an der Reihe. Schräg von oben nach unten zog der Samurai des Satans sein gefährliches Schwert, und die schwere Glastür wurde durch die mörderische Wucht gesprengt. Die gewaltigen Glasstücke flogen wie große Eisschollen nach innen, und Jane Collins musste in Deckung gehen, wenn sie nicht getroffen werden wollte.
Sie dachte nicht nur an sich und zog die bewusstlose blonde Frau ebenfalls hinter einen Sessel in Sicherheit, die allerdings mehr als trügerisch war.
Wohin? Nach vorn konnte Jane nicht. Die beiden gefährlichen

Mitglieder der Mordliga würden es nicht zulassen, dass die Detektivin das Haus verließ.

Blieb noch eine Chance. Wieder dorthin zurück, wo sie hergekommen war. In die Tiefe des Kellers, obwohl Jane klar war, dass sie dabei in eine Falle rannte.

Tokata hatte es geschafft. Die restlichen großen Splitter stieß er mit wuchtigen Tritten aus dem Rahmen und betrat wie ein Triumphator des Schreckens das Innere der Klinik.

Jane zog sich zurück. Sie blieb in geduckter Haltung und wollte zu den Fahrstühlen. Als sie einen schnellen Blick über die Schulter warf, da sah sie, dass beide Lifts unterwegs waren. Sie mussten sich zwischen den Etagen befinden, aber sie fuhren aufwärts. An der Leuchtskala erkannte Jane, dass sie stoppten. Sofort rannte die Detektivin auf einen zu. Da glitt die Tür bereits auf, und auch die Tür des zweiten öffnete sich.

Janes Augen weiteten sich vor Schreck. Heraus traten Frauen. Jüngere, ältere. Sie sah Sheila und Shao, sie erkannte Suko. Im selben Augenblick wusste sie, dass die Flüchtenden vom Regen in die Traufe geraten waren, denn sie konnte man als Opfer für Tokata und Vampiro-del-mar bezeichnen…

***

Ich hetzte durch den Keller! Wo konnte ich Jane Collins finden?

Wenn ich sie je fand, war sie vielleicht zu einem Vampir geworden, und Lady X hatte ihre grausame Rache vollenden können. Mein Kreuz hing inzwischen vor meiner Brust.

Ich war hochgradig erregt, stand gewissermaßen unter Strom.

Keine Tür war abgeschlossen. Überall konnte ich hinein, niemand störte mich oder hielt mich auf. Von Jane Collins sah ich nichts, auch die Scott lief mir nicht über den Weg. Minuten waren vergangen, so dass ich damit rechnen musste, Lady X nicht mehr zu finden.

Vielleicht oben? Ich enterte einen Lift. Viel zu lange dauerte mir die Fahrt. Sekunden wurden zu Ewigkeiten. Endlich stoppte er. Die Tür glitt auf. Ich schaute in einen Gang und sah auch die Tür zu Francis Drusians Büro. Es war ein Anblick, den ich nur für höchstens eine Zehntelsekunde in mich aufsaugen konnte, denn im nächsten Augenblick schien von innen her eine Riesenfaust gegen die Tür zu schmettern.

Ich hörte gleichzeitig die Explosion, die Tür flog aus dem Rahmen, mir entgegen, und dann fauchte auch die gewaltige Feuerwand hervor. Es war wie ein Sturmwind, und diesmal hatte ich wirklich verdammt viel Glück. Die schwere Bürotür deckte mich zum Teil gegen diesen mörderischen Flammensturm ab.

Trotzdem konnte ich hier nicht bleiben. Ich wusste nicht, wie stark

das Feuer war, aber irgendwann hätte es mich vernichtet. Und auch in den Keller konnte ich nicht wieder, der Rückweg wäre mir von den Flammen versperrt gewesen. Noch eine Chance blieb mir. Rein in den Gang.

Ich rannte nach links, schleuderte die Holztür von mir und spürte den heißen Hauch der Flammen, der mich wie eine Klaue streifte und hineinziehen wollte in die feurige Hölle.

Ich rannte hindurch, hörte hinter mir ein Krachen und sah vor mir eine Gestalt.

Lady X!

Da stand sie. Vom Widerschein der Flammen umlodert. Verzerrt das Gesicht, die beiden Vampirzähne gebleckt, die Waffe, die verdammte Maschinenpistole, im Anschlag.

Ich schoss, sie schoss.

Beide trafen wir nicht. Die Silberkugel fehlte und auch der kurze Feuerstoß aus der MPi.

Er hackte an den Wänden entlang. Bevor ich einen zweiten Schuss abgeben und auch Lady X wieder feuern konnte, begann der Zusammenbruch der Schönheitsfarm.

Das Feuer musste sich mit rasender Schnelle ausgebreitet haben, denn andere Türen wurden aufgerissen, platzten weg, als bestünden sie aus Papier.

Ich war plötzlich eingeschlossen in der fauchenden Hölle, und ich hörte nur noch das Lachen der Lady X.

Durch die Flammen! Einen anderen Weg sah ich nicht. Und ich wagte es!

***

»Feuer!« Der Schrei der Frau gellte wie eine Sirene und riss auch die anderen Menschen aus ihrer Erstarrung. Bisher hatte sie sich auf Tokata und Vampiro-del-mar konzentriert, auf die beiden Geschöpfe des Grauens, jetzt kam noch ein drittes Ereignis hinzu. Das Feuer!

Suko, Jane, Shao und Sheila war klar, dass sie hier raus mussten.

Aber da standen die beiden Mitglieder der Mordliga. Sie würden sie nicht durchlassen.

Tokata hatte sein Schwert gezogen. Er hielt es schräg und trat zur Seite, was ihm im Weg stand.

Erste Rauchschwaden krochen von dem Gang her in die Halle, reizten zum Husten, bissen in die Augen.

»Tun sie doch was!« schrie eine Frau und rannte vor.

Niemand konnte sie aufhalten.

Es war Sukos Tritt, der sie von den Beinen holte. Der Chinese sprang aus dem Stand, ein gekonnter Karatesprung, und die Frau brach zusammen.

Sie war bewusstlos. Der Chinese hatte die Dämonenpeitsche gezogen und auch die Silberkugel Beretta. Er drückte Jane Collins die Pistole in die Hand. Sie konnte am besten damit umgehen.

Er ging allein auf Tokata und Vampiro-del-mar zu. Nie konnte er den Kampf gewinnen, das wusste Suko, aber er würde die beiden vielleicht ablenken, damit die Menschen eine Chance erhielten, die Schönheitsfarm zu verlassen.

Durch die zerstörte Tür pfiff der Wind, er fuhr in die Halle, auch in den Gang und fachte die Flammen noch mehr an. Plötzlich hörte Suko eine sich überschlagende Frauenstimme.

»Tokata! Vampiro-del-mar!«

Der Chinese schaute nach links. Wo der Qualm aus dem Gang drang und sich mit sprühenden Funken vermischte, erschien eine ganz in Schwarz gekleidete Frau.

Lady X!

Sie hetzte auf die beiden anderen Mitglieder der Mordliga zu und breitete ihre Arme aus, wobei sie in einer Hand noch die Maschinenpistole hielt.

Und in der anderen?

Den magischen Würfel! Dr. Tod hatte ihn ihr geliehen. Dieser Würfel war manipulierbar, man konnte ihn auch als magisches Zauberobjekt betrachten.

Er hatte den Todesnebel produziert, und er bewies plötzlich, welch eine unheimliche Kraft in ihm steckte. Die drei Gestalten lösten sich auf. Suko und Jane, beide mit Waffen versehen, waren zu überrascht, um noch schießen zu können.

Von einer Sekunde zur anderen hatte die Scott den Würfel aktiviert. Über die drei Mitglieder der Mordliga legte sich ein Schleier, und dann waren sie verschwunden. So, als hätte es sie nie zuvor gegeben.

»Und John?« fragte Jane Collins leise.

Suko wirbelte herum. Da sah er die rußgeschwärzte Gestalt herantorkeln.

Ich hustete mir die Lunge bald aus dem Leib, wankte in die Halle und bekam endlich frischere Luft in meine Atemwege.

Plötzlich umschlangen mich zwei Arme und hoben mich hoch. Dann flohen wir. Hinter uns ließen wir ein Inferno…

***

Eine Stunde später.

Ich hustete noch immer, zudem war mir übel, aber wir hatten es geschafft. Wir waren umringt von Polizei und Feuerwehrwagen.

Paul Meurisse hatte den Großalarm ausgelöst. Die Männer der Brandbekämpfung gaben ihr Bestes. Sie versuchten zu retten, was noch zu retten war.

Viel würde es nicht sein.

Von allen Seiten ergossen sich beindicke Wasserstrahlen in die lodernde Hölle, die von einem Funkenregen überweht wurde.

Ich gab den Feuerwehrmännern keine Chance, das Feuer war stärker, und die Happy Healthy Beautyfarm würde restlos niederbrennen, davon war ich überzeugt.

Man hatte uns Klappstühle gegeben, darauf hockten wir und schauten in das Feuer.

Es hatte sich einiges getan. Lady X war zu einer Blutsaugerin geworden. Ich hätte gern Solo Morassos Reaktion gesehen.

Leider war mir das nicht vergönnt. Wir hatten einen Stützpunkt vernichtet. Nicht mehr und nicht weniger. Und das wurmte mich. Drusian hatten wir nicht mehr aus der Hölle holen können und auch nicht die drei Mannequins, die noch übriggeblieben waren.

Wir konnten wirklich nur hoffen, dass das Feuer sie vernichtet hatte.

Der Meinung waren auch Sheila, Shao und Suko. Wo die drei geblieben waren, wusste keiner von uns.

Im Keller hatte ich sie nicht gesehen. Auch von den Vampirpillen würden wir nichts finden. Doch es hatte sie gegeben, und das bereitete mir Sorgen, weil das unselige Erbe der Fariacs noch immer nicht vernichtet war.

Paul Meurisse hatte seine Meinung auch geändert. Er war noch soeben mit dem Leben davongekommen, sein Leibwächter Gil lag längst in einer Zinkwanne. Er war tot im Park gefunden worden.

Irgendwann war das Feuer gelöscht. Und irgendwann zog auch die Dämmerung heran. Dann durchsuchten Männer in Spezialanzügen das Gelände.

Von Drusian war keine Spur zu finden, aber man entdeckte Reste des Nitros. Jetzt war uns klar, wieso sich das Feuer so rasch hatte ausbreiten können.

Schlimm war auch, dass Dr. Tod mittlerweile gelernt hatte, den Würfel zu beherrschen. Das würde Asmodina sicherlich nicht passen.

Damit wurde Morasso sehr mächtig. Zu mächtig für meinen Geschmack. Aber konnten wir ihn stoppen? Heute bestimmt nicht und morgen auch nicht. Vielleicht übermorgen…

ENDE des Zweiteilers